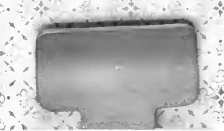
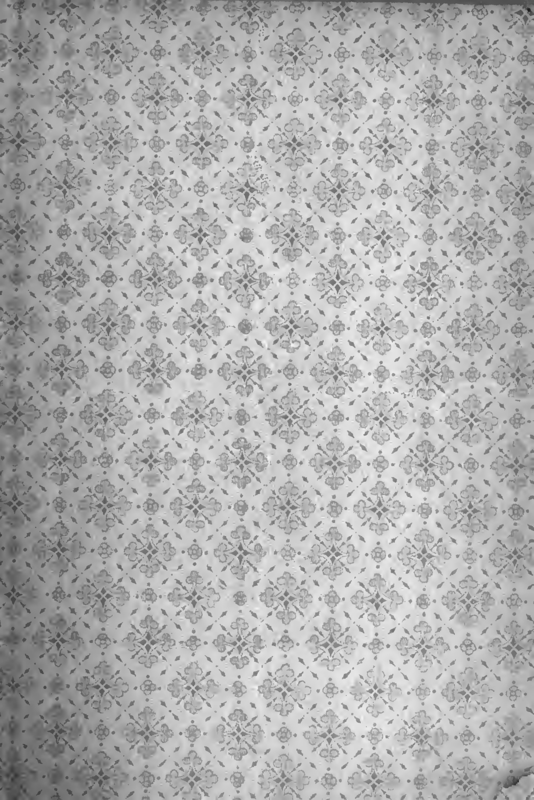
Johannes Schlaf

Die Kuhmagd





Von **Johannes Schlaf** erschien im Verlage von F. Fontane & Co.

Leonore und Anderes. Novellen I.
Stille Welten. Neue Stimmungen aus Dingsda.
Das dritte Reich. Roman.

Gemeinschaftlich mit Arno Holz:

Neue Gleise.
Der geschundene Pegasus. Verse von Arno Holz, Bilder von Johannes Schlaf.

Die Kuhmagd

Johannes Schlaf

Novellen

II.



Berlin W
F. Fontane & Co.
1900

Johannes Schlaf

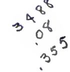
Die Kuhmagd

und Anderes



Berlin W
F. Fontane & Co.
1900

Inhalt



Die Kuhmagd

Lise saß im Kuhstall auf ihrem Melkbänkchen und melkte.

Sie hieb der Schecke, die nicht still stehen wollte, mit der Faust in die Weichen und schrie ihr wütende Schimpfworte zu, denn sie war nicht bei Laune.

Heute früh hatte sie mit Peter, dem Oberknecht, ein Stelldichein gehabt, und bei dieser Gelegenheit war wieder mal ein Thema zur Verhandlung gekommen, das den dunklen Punkt bei einer sehr schönen Sache bedeutete.

Die beiden hatten vor, sich kommenden Herbst zu verheiraten. Da ihr Verhältnis bereits die betreffende Folge gehabt, wurde es die höchste Zeit; und zudem waren sie sich aufrichtig gut. Der Peter war zwar ein bißchen dumm und unbeholfen, aber alles in allem ein herzensguter und lenksamer Kerl und bei alledem ein kräftiger und hübscher Bursche. Alles wäre in bester Ordnung gewesen, hätten sie nur das Geld zusammenbringen können, das zur Beschaffung der Wirtschaft von Nöten. Aber da haperte es. — Peter sowohl wie sie hatten zwar

einige kleine Ersparnisse von ihrem Lohn ermöglicht, aber die wollten weder hierhin noch dahin langen. Und dieser Umstand war es, der ihnen den Kopf warm machte und mehr als einmal die Laune verdarb.

Ein prächtiger Sommervormittag lachte mit hellstem, goldenstem Licht in die blaue Dämmerung des großen Stallraumes herein. Mit lustigem Gezwitscher strichen die Schwalben ein und aus, an der Decke, den Wänden hin und dicht über die langen Reihen der Tiere, die mit behaglichem Mampfen und Schnaufen über ihr Frühfuttter her waren. Lange Lichtstreifen schossen zu den vergitterten Luken herein und erhellten den warmen, wirbelnden und duftigen Stalldunst, und draußen, hinter ihnen, lachte im Garten der blaue Himmel und bebte das Grün der Obstbäume.

Lise sann hin und her, suchte und zerbrach sich den Kopf mit Plänen und Entwürfen, aber nirgends wollte sich Rat und Ausweg finden lassen . . .

Inzwischen hatte sich der junge Herr und Haussohn, der in der Stadt die Rechte studierte und gestern nachmittag in die Sommerferien gekommen war, aus den Federn gefunden, stand in der Hausthür und sah über den Hof hin.

Der große Gutshof brannte in der grellsten Sonne. Auf der Düngerstätte gackelte, krähte und schnatterte

das Geflügel. Über den braunen Ziegeldächern der Ställe und Schuppen schossen die Schwalben mit schrillem Gezirp am stahlblauen Himmel hin, in das schwarze Dunkel der Ställe hinein und wieder heraus, und hinten, von den Scheunen her, wo der Roggen eingefahren wurde, schallte das schwere, knarrende Geräusch der Räder, drangen die Rufe der Fuhrknechte, das Schnaufen der Pferde, klatschten die Peitschen und rauschten die Garben.

Öde! . . .

Der Herr Studiosus gähnte.

Er war ein kleines, blondes Kerlchen mit Hängeschultern und einem großen, gedunsenen, blassen Gesicht, in dem zwei dumme, halb gutmütige, halb freche, wasserblau verschwommene Äugelchen glotzten und dem ein blasses Schnurrbärtchen über zwei dicken, sinnlichen Lippen etwas Forsches zu geben versuchte.

Er zog die Uhr. — Halb elf! — Also demnach wohl Frühschoppenzeit . . .

Mit unstäten Händen zupfte er das Etui aus der Seitentasche und langte eine Cigarre heraus. Aber erst beim dritten Zündhölzchen bekam er Feuer. Der verwünschte Tattrich! — Er fing nachgerade an, permanent zu werden . . .

Also der Frühschoppen . . .

Aber in diesem Augenblick trat Lise mit dem

Milcheimer in der Hand aus dem Stall und schritt zur Milchkammer hinüber.

Donnerwetter! Das war ja wohl eine neue Kuhmagd?

Der Herr Studiosus drückte den Kneifer auf die Nase. Seine Glotzäugelchen funkelten interessiert, und seine Fingerspitzen, die an dem Bärtchen zupften, zitterten vor Erregung.

Mit Kennerblicken verfolgte er sie.

Haltung geradezu pompös! — So: schuck! schuck! schuck! — Jummi elastikum! — Hähähä! — Hüften, Waden, Arme: oh, jar, jar nich übel. — Hehe! — Und ein Gesichtel? — Er meckerte vor Vergnügen, und dann schnalzte er ein paar Mal laut mit der Zunge, daß es über den Hof schallte, mit einem Ton, als wenn ein Junge eine Knallbüchse abschießt.

Lise, die mit gerunzelter Stirn und finsterem Blick in ihrer schlechten Laune gerade vor sich hingegangen war und ihn bis jetzt nicht bemerkt hatte, wandte sich überrascht nach ihm um, denn er war ihr noch unbekannt.

Unwillkürlich verzog sie ein bißchen die Lippen und dachte: ach du lieber Gott!, weil er gar zu mickrig und verlebt aussah.

Der Herr Studiosus aber fand, daß er hier eine liebe Gottesgabe vor sich habe, die nicht zu verachten und ein gefunden Fressen für die ganzen Ferien war.

Als er eine Weile gewartet hatte, trat Lise mit ihrem Eimer wieder aus der Kammer, wo sie die Milch ausgegossen hatte, und ging zum Stall zurück.

Hm! Es verlohnte sich am Ende doch gleich mal ein bißchen auf den Busch zu klopfen. Der Herr Studiosus entschloß sich also, den Frühschoppen vorderhand schießen zu lassen und tänzelte zum Stall hinüber.

Lise hockte wieder auf ihrem Bänkchen und melkte.

Den Kneifer auf der Nase stand er in der Stallthür und beobachtete sie.

Sie hatte ihr rotes Röckchen zwischen die Schenkel gekniffen, daß sie sich rund und prall durch den Stoff durchzeichneten, und die Waden kräftig unter dem hochgezogenen, gespannten Saum hervorkamen. Den Kopf hielt sie steif aufgerichtet, und ihre vorgestreckten, nackten Arme zogen in regelmäßigen Taktbewegungen an den Zitzen des Tieres. Aus dem Hemdausschnitt über dem dunkelgrünen Leibchen kam rund und appetitlich der starke, weiße Nacken hervor, und vorn schütterten leise ihre drallen Brüste.

Sie hatte dickes, dunkel aschblondes Haar. Seine schweren Flechten waren oben in einen runden Kranz um den Kopf herum festgesteckt. Die Unterlippe mit einem heimlich übermütigen und gespannten Lächeln in die Höhe gedrückt, sah sie mit still funkelnden und

ausgelassenen Augen unter ihren flimmernden, krausen Stirnlöckchen gerade vor sich hin auf das Euter.

Ihre schlechte Laune war vergangen. Das kleine Kerlchen mit seinem verliebten dummen Mehlsuppengesicht machte ihr ein herzhaftes Vergnügen. Sie dachte, wenn sie es beim Kragen packen würde, so würde sie's vor sich hinhalten können wie ein Handtuch.

Indessen haftete der junge Herr mit einem gekniffenen, verliebten Blick an ihrem Nacken, an dem von der Hitze des Stalldunstes und von den unausgesetzten Bewegungen ihrer melkenden Arme kleine, feine Schweißperlchen herniederrannen.

Langsam und ein bißchen steifbeinig betrat er jetzt den Stall und zuckelte mit seinen nervösen Beinchen über den Estrich zu ihr hin, die Daumen in den Jaquettaschen eingehängt. Die Cigarre, die er zwischen Zeige- und Mittelfinger hielt, vibrierte. Es war, als wenn seine Ohren noch mehr abständen als ohnehin, und als ob seine breite Nase noch länger würde.

Denn der junge Herr war ein sehr verliebtes Männchen, das im Dorf und in der Verbindung, der er in der Stadt angehörte, in dem Rufe stand, hinter jeder Schürze her zu sein; allerdings in einem Sinne ungefähr, wie's die Motte zum Licht zieht, oder wie das Eisenfeilspähnchen vom Magnet angezogen wird: elementar, besinnungslos, unentrinnbar, ohne Widerstand; ein süßes Schicksal, von dem er

sich in einer Gedankenlosigkeit so peu à peu absorbieren ließ, die nicht ohne eine gewisse Liebenswürdigkeit war.

Bei alledem war er kein Kostverächter. Seine Göttin war die Gelegenheit und, in einem liebenswürdigen Zustand permanenter Disposition, war ihm die süße Weiblichkeit in jeder halbwegs passablen Façon recht; seine Ästhetik hatte in dieser Hinsicht, und sie war wohl eigentlich seine einzige Ästhetik, die umfassendsten Grenzen, innerhalb deren er sich fromm und ohne irgend welches weitere Raffinement bewegte: frei, hingegeben und traulich wie der Fisch in seiner Welle, ganz holde, gedankenlose, primitive Triebhaftigkeit in goldenster Naivetät.

In diesem Falle aber war nun an irgend einen Widerstand oder irgend ein Besinnen schon gar nicht zu denken; denn Lise war in ihrer Art direkt eine Schönheit.

„Na Kleine? Wie heißen wir denn? Hähä!"

Der junge Herr hatte sie liebkosend in die Seite gekniffen.

Oho, dachte Lise und sah langsam mit spöttisch zusammengekniffenen Lippen und zwei überaus belustigten Augen ihm gerade in's Gesicht. Ein vielsagender Blick, den sie eine ganze Zeit, ohne ein Wort zu sprechen, auf ihm haften ließ und den sie dann wieder zu dem Kuheuter hinsenkte.

„Na? Hä? — Darf man nich erfahren? — Hähä!" meckerte der junge Herr.

Lise nannte ihren Namen, mit derselben stummen, ironisch-belustigten und doch zugleich auch ein klein wenig unwillkürlich geschmeichelten Verachtung, mit der sie ihn eben angesehen hatte.

„Soso! — Na also, Lise . . ."

Indessen der junge Herr war bereits aus all' und jeder Verfassung gekommen. Seine Augen, die ununterbrochen an ihrem Nacken gehaftet hatten, glotzten durch ein irritiertes Lächeln; seine dicken Lippen zitterten, und plötzlich hatte er Lise sein bebendes Ärmchen um den Hals geschlungen und schmatzte ihr ein paar feuchte zittrige Küsse auf die pralle, rote Wange.

Lise fuhr in ihrem Ekel mit einem kräftigen Ruck zur Seite; stumm und zornig mit gekniffenen Augen und verzerrtem Mund.

Der Kleine, der beiseite getaumelt war, stand mit einem albernen, aber hartnäckig verliebten Gesicht neben ihr. Der Duft des Stalles und ihres frischen, gesunden Körpers hatten ihn vollständig benebelt.

Lise warf ihm, über den tüchtigen Ruck, mit dem sie ihn von sich geschleudert, schon wieder ein bißchen belustigt, einen halben Blick zu. Und da kam ihr urplötzlich, wie sie ihn so in seiner bebenden und blinden Verliebtheit dastehen sah, ein geradezu genialer Einfall. Den konnte man ja um den Finger

wickeln; mit dem konnte man anfangen, was man nur wollte; und — Peter! — Die Heirat! . . .

„Aber forsch!“ meinte der junge Herr mit seiner zittrigen Meckerstimme und bemühte sich, den Kneifer wieder auf die Nase zu bekommen, der ihm bei der schneidigen Viertelschwenkung, die er eben hatte ausführen müssen, herabgeflogen war.

„So spröde, gnädiges Fräulein?“ suchte er, diesmal aber aus einiger Entfernung, wieder anzuknüpfen.

Was er davon hätte, sie zu küssen? meinte Lise diplomatisch und zugleich ein bißchen nachdenklich; das schicke sich doch gar nicht, daß so ein feiner Herr eine Kuhmagd küßte, der doch anderswo die Auswahl hätte?

Der junge Herr, der sich inzwischen von seinem Schreck und Respekt erholt hatte, gewann wieder Hoffnung.

Ach nee! — Hähä! — So eine gäbs ja gar nich' zum zweiten Mal, wie Lise.

Er konnte schon nur noch stammeln und wußte kaum, was er sprach. Lises Sieg war vollkommen.

Mit einem leuchtenden, ironisch-belustigten Triumpfblick, der bereits die Folge der Zärtlichkeiten abmaß, die sie ihm zu gewähren hatte, um zu dem schönen, blanken und klingenden Ziel zu gelangen, das sie im Auge hatte, das ihr so herrlich sicher

war und das ihr die stramme Brust wogen machte, sah ihm Lise in's Gesicht.

Ach, er sollte doch gehn! Das wäre nicht wahr! — So ein Kompliment könnte sie doch gar nicht annehmen. — Sie kicherte.

Aber noch ermutigter legte der Kleine sein Ärmchen wieder um ihren Nacken, drückte sich auf eine Ecke des Melkbänkchen, die ihre breiten Hüften gerade noch frei ließen, wandte seine dicken Lippen zu ihrem Gesicht und wollte mit seinen Zärtlichkeiten von neuem beginnen.

Aber in demselben Augenblicke fuhr Lise in die Höhe und zwar so stramm, daß das Bänkchen umfiel und der junge Herr auf den Estrich zu sitzen kam.

„Äh Donnerwetter! — Hähä!" machte er und sah ihr komisch verblüfft in's Gesicht.

Aber Lise erklärte mit einer sehr ernsthaften Miene, zwar leise aber mit einem sehr entschiedenen Ausdruck, daß so was nicht schön von ihm wäre; und daß er das nie und nimmer wieder thun dürfe. Sie wüßte nicht, was er denn eigentlich von ihr dächte.

„Äh gottverdammich!" machte der junge Herr ärgerlich, während er sich wieder in die Höhe rappelte und mit der Hand über's Hinterteil strich. „Unsinn!"

Nein, das wäre kein Unsinn, und nun bäte sie ihn, daß er sie in Ruhe lasse, sonst ginge sie aus dem Stalle.

„Ah was, Blödsinn, Kind!“ Er grinste sie an, unentschlossen und überlegend.

Lise verzog den Mund. Es machte sich so possierlich, wie er „Kind!“ sagte. Im übrigen wartete sie ab.

„Äh! Nu sei doch nich so! Steck doch keene Bilder auf! Mach' keene Zicken! — Hähä! — Also — hähä! — Donnerwetter nich noch mal! — Hähä! — Hähä! — Also — eh — hm!“

Es war als käme er auf einen Einfall. Und plötzlich krabbelte er das Portemonnaie aus der Hosentasche, das er öffnete und aus dem er ein blitzblankes Zehnmarkstück hervorzog, das er ihr, zwischen Daumen und Zeigefinger geklemmt, entgegenhielt. Aber so sehr zitterte seine Hand, daß es ihm entglitt und auf den Estrich fiel.

Es gab einen feinen hellen Klang, der Lise durch alle Glieder fuhr. Ihr stockte der Atem. Mit unverwandtem Blick hielt sie die Augen auf das kleine, runde, blitzende Ding gerichtet, um die Lippen ein gieriges, krampfhaftes Lächeln!

„Na? Also?“

Der junge Herr hatte sich gebückt und klaubte das Geldstück mit Müh und Not vom Boden auf.

„Na also? Nich wahr?“

Er war mit dem Gold dicht vor sie hin getreten und hielt es ihr unter die Augen.

„Häha!"

Er fing an, auf sie einzuflüstern. — — —

Noch lange, nachdem der Herr Studiosus in etwas derangierter Haltung aus dem Stall geschwankt war, um sich zu seinem verspäteten Frühschoppen zu begeben, stand Lise hinter ihren Kühen und betrachtete in seliger Andacht, in die glänzendsten Berechnungen versunken, das blitzende kleine Ding in ihrer Hand . . .

*

Als die Sommerferien vorbei und der junge Herr wieder zu seinem Studium zurückgekehrt, war Lise in der Lage gewesen, Peter ein Sümmchen zu zeigen, das, nachdem sie sich im Herbst verheiratet hatten, nicht nur zu der Wirtschaft reichte, sondern es ihnen sogar ermöglicht hatte, in einem benachbarten Dorf, in das sie übergesiedelt, ein bescheidenes Häuschen zu erstehen, in dem Lise mit ihrem Peter, der seit ihrem genialen Finanzcoup einen noch größeren Respekt vor ihr gewonnen, ein glückliches und zufriedenes Dasein führte. — Der junge Herr aber hatte vor seiner Abreise mit Papa noch einen mächtigen „Krach" gehabt einer Extrarechnung wegen, deren Höhe nach Papas Meinung denn doch geradezu über die Hutschnur gegangen war . .

Die Ehre

Es war an einem Sonnabend Abend, nicht lange nach seiner Hochzeit, als der junge Färbermeister Lorenz Röhl, nachdem er mit seiner Mutter und seiner Frau zu Abend gegessen, noch einen Feldspaziergang unternahm, um nach dem Stand seiner Roggenbreiten zu sehen.

Er hätte vielleicht seine junge Frau mitnehmen können, aber er pflegte bei diesen Abendspaziergängen noch so gewisse Abstecher zu machen, bei denen gerade sie sehr überflüssig war.

Überhaupt war es mit seinem Honigmond und seiner Ehe so eine Sache. — Sein Lebtag wäre er wohl ledig geblieben, wenn er sich nicht, und namentlich seiner Mutter zu lieb, hätte verheiraten müssen; denn er war stadtbekannt durch seine Liebesabenteuer, die nachgerade schon an das Skandalöse grenzten. Aber schließlich war er nun doch mit seiner Heirat zufrieden; denn bei Lichte besehen, bot sie ihm eine ganz gute Deckung. — Und er hatte durchaus nicht etwa eine Mißehe geschlossen; dazu war er viel zu klug und sich zu gut.

Die Frau konnte zwar so ungefähr für das Gegenteil einer Schönheit gelten; indessen sie hatte ihm ein nicht unbeträchtliches Vermögen hinzugebracht, war häuslich, still, wirtschaftlich und, wie es von ihr hieß, „ein gutes, dummes Schaf.“

Mit diesen Liebesaffären aber hatte es nun wieder eine eigentümliche Bewandtnis. — Lorenz war nämlich weder besonders hübsch, noch auch von Charakter besonders liebenswürdig. Er war ein langer, schmächtiger Mensch, intelligent, selbständig, malitiös und schlagfertig, mit einem bartlosen, blonden Filou-Gesicht, in dem unter kleinen, spöttischen, grauen Augen eine lange, ungestalte Nase saß. Dazu pflegte er die Hände auf dem Rücken gefaltet, in so einer bequemen, schleifenden Gangart einherzuschlendern, in so einer gewissen Gangart, die geradezu etwas Provozierendes haben konnte; so mit leicht vorgestrecktem Kopf, als wenn er mit seinen großen, abstehenden Fledermausohren und mit seinem gescheiten Lächeln beständig etwas belauschte. Aber das alles wog seine Energie auf, sein unerschütterliches Selbstvertrauen und sein beharrlicher Wille. Die Weiber liefen ihm geradezu nach. Für ihn, der sie, die Liebe und noch so manches andere gründlich verachtete, so lustig wie nur möglich.

Im vollen, vorsonntäglichen Behagen schob er sich, den dünnen Hals mit seinem liebenswürdigsten

Lächeln aus einem staubgrauen Jaquettanzug vorgestreckt, der ihm zum Erbarmen um seine dürren Glieder schlotterte, die Gasse in die Höhe.

Er hatte hier eine wahre Lästerallee zu passieren. Denn bei den guten Meistern, die mit Kind und Kegel vor den Thüren saßen, die schöne sommerliche Feierabendruhe zu genießen, hatte er nicht eben einen Stein im Brett. Wenn sie nämlich irgend jemand so recht herzhaft über die Achsel ansah, war er es, der sich jahrelang in großstädtischen Verhältnissen umgethan hatte und sie samt und sonders für Dummköpfe und Bauern taxierte, die noch reichlich um ein Jahrhundert in der Kultur zurück waren. Wer weiß, wie es ihm oft ergangen wäre, namentlich da sein Liebesglück unter den jüngeren Leuten viel böses Blut machte, wenn sie nicht einen unverwüstlichen Respekt vor seinem Vermögen gehabt hätten und eine fast abergläubische Furcht vor seiner Intelligenz und Schlagfertigkeit, und wenn er sich nicht so einsam gehalten und vor allem den Besuch von Wirtshäusern und öffentlichen Vergnügungen grundsätzlich vermieden hätte.

Er passierte also die Lästerallee mit völliger Gemütsruhe, ja mit einem gewissen Stolz, mit seiner schiefen Liebenswürdigkeit, im vorbei die freundlichsten und unbefangensten Grüße austeilend.

Noch nie war er bei besserer Laune gewesen!

— Dieser ehrende Haß und Neid seiner lieben Mitbürger, all diese interessanten heimlichen Geschichten, die er über sich von diesen Gesichtern ablas, die ihn so köstlich dumm angafften, dieses heimliche Tuscheln und Flüstern, das er hinter sich ahnte, das alles war für ihn nicht mit Geld zu bezahlen. — Und dieses Reifewetterchen für das Getreide, das gar nicht besser zu wünschen war! — Am Himmel kein Wölkchen. Es schien heute überhaupt nicht dunkel werden zu wollen. Die Schwalben, die in den höchsten Regionen herumschossen, vollführten einen Heidenlärm. Die Luft war mild, mit einem frischen Lüftchen dazwischen, das einem nach der Schwüle des Tages so angenehm das Blut aufmunterte.

Vor Vergnügen hätte er sich eins pfeifen können, aber er begnügte sich, seine Äugelchen noch einmal so hell hin- und wiedergehen zu lassen; seine dünnen Lippen kniffen sich zu einem noch behaglicheren und malitiöseren Lächeln zusammen, und er knippste nur immer so hinten auf dem Rücken nach einem bestimmten und bedächtigen Takt mit seinen knöchernen Fingern auf dem anderen Handrücken umher. Und alle seine heimlichen Gedankengänge gingen in die nahezu selige Empfindung zusammen, daß es doch nichts Schöneres gäbe, als von aller Welt so recht gründlich und ohnmächtig gehaßt zu werden.

Diese Empfindung aber steigerte seine Stimmung

bis zu einem derartigen Übermut, daß er, als er in die Nähe des Stadtthors gekommen war, einen Augenblick überlegte, ob er sich nicht einen seiner kleinen Abschwenker leisten sollte. Dicht am Thor, in einem von der Straße abliegenden Gartenwinkel, stand nämlich ein Häuschen, in dem er da so eine allerliebste Feindin besaß, die ihm noch dazu einen von jenen heimlichen kleinen Röhls geschenkt hatte, von denen es eine Anzahl in der Stadt und in der Umgegend gab, die meist seinem Geldbeutel nicht eben gleichgültig waren.

Die Friederike machte in dieser Hinsicht nun allerdings eine Ausnahme. Sie hatte für das Kind kein Geld verlangt. Sie hatte sich damit begnügt, von ihm ins Unglück gestürzt zu sein. Denn sie war eine temperamentvolle und charakterfeste Person, die auf Ehre hielt. Sie lebte zusammen mit ihrer alten Mutter, in ziemlich kärglichen Verhältnissen. Sie selbst war eine geschickte Näherin, und die Mutter besorgte in ihren alten Tagen noch Botengänge. Friederike galt für das schönste Mädchen in der Stadt, und bis dahin war ihr Ruf, den sie gegen die gefährlichsten Angriffe zu verteidigen gewußt hatte, der beste gewesen. Es hatte Lorenz denn auch die unerhörtesten Anstrengungen gekostet, sie sich zu Willen zu machen. Noch nie in seiner Praxis hatte er sich so ehrbar und so erbärmlich verliebt gestellt; ja, er

hatte ihr sogar unter den heiligsten Beteuerungen die Ehe versprochen. Und so unglaublich es sein mochte; noch nie war er mit solcher Leidenschaftlichkeit und Hingabe geliebt worden. Mit derselben Leidenschaftlichkeit wurde er nun allerdings auch von ihr gehaßt.

Lange hatte er sich nicht mehr um sie bekümmert. Aber nun fiel es ihm ein, daß es doch außerordentlich pläsierlich sein müßte, gerade jetzt wieder mal mit ihr anzubinden. Denn ihr Haß genierte ihn natürlich nicht im geringsten: im Gegenteil, er machte die Sache noch interessanter. Ungeheuer spaßhaft und unterhaltend mußte es sein, sie einmal so recht wild zu sehen; und dann, wenn sie sich ausgetobt hatte, wenn das Gewitter vorüber war . . . haha! — Er mußte doch wirklich einmal zusehen . . .

Aber es waren wohl noch zu viel Leute auf der Straße. Er wollte daher doch lieber bis zur Dunkelheit warten.

Noch aufgeräumter über seinen glücklichen Einfall und in den vergnüglichsten Vorgefühlen, schlenderte er an dem Häuschen vorbei durch das Stadtthor und bog in die Chaussee ein, die in die Felder hineinführte.

Unter den alten Kirschbäumen gab es um die Obstbuden herum noch allerlei Leben. Die Obstpächter hatten aus Pfählen und Brettern Tische und Bänke

gezimmert, wo man in den schönen Sommerabenden bei Obst, Kaffee, Kuchen und Likör beieinander sitzen konnte, und diese Gelegenheit wurde besonders von den Pärchen, die um diese Tageszeit hier draußen noch ihr Wesen und ihre stillen Angelegenheiten hatten, gern benützt.

Nein, es war noch alles zu lebendig; und er mußte nun doch wohl zusehen, daß er nicht mehr zu sehr ins Gerede kam.

Auf dem fernen Feldrand brannte der rote Sonnenuntergang und tauchte die Wipfel und Stämme der Kirschbäume in bronzene Gluten, von denen ein roter Schein sich über den feinen weißen Chausseestaub breitete, der ihm seine langen schmalen Stiefeln wie mit grauen Gamaschen überzog. Die Telegraphendrähte harften ihr Lied in das helle Zwitschern der Schwalben hinein, und in den Geruch, der von dem Theeranstrich der Leitungspfähle ausging, mischte sich mit feiner prächtigen Würze der Duft von den reifenden Getreidebreiten.

Lorenz sog ihn mit langen Zügen in die Lungen, und er erweckte ihm allerlei liebliche Vorstellungen von vorteilhaften Handelsabschlüssen in der nahenden Erntezeit, von denen er über die dummen Liebespärchen hinter ihm bei den Kirschbuden im angenehmen Cirkel wieder zu seiner schmollenden Friederike gelangte.

Als er in die Nähe der Windmühle gekommen war, sah er eine alte Frau, die sich vor ihm her, eine volle Tragkiepe auf dem Rücken, durch den dicken Chausseestaub vorwärts mühte. In einer Vermutung lief er ein Stückchen zu, um sie zu erkennen. — Richtig! Das war ja geradezu, als wenns so hätte sein müssen! — Es war die Alte. — Offenbar hatte sie noch einen Botengang nach dem Vorwerk, und ehe sie von dort wieder zurückkam, das konnte eine gute Weile dauern, zumal es in der Nacht Mondschein gab. Er war also sicher, Friederike allein zu finden . . .

*

Hähä! — Das war ja ein geradezu romantisches Wetterchen . . .

Er befand sich auf dem Rückwege von seiner Feldflur und steuerte zwischen dem fast manneshohen Getreide, das sich schon zu bleichen anfing, den Feldweg entlang wieder auf die Chaussee zu.

Es war inzwischen dunkel geworden. Zwischen den dicken blauen Horizontnebeln, in der Ferne, stand riesig der runde, rote Mond und fing an seinen Glast in der schönen Kühle der Dämmerung über die weiten dunkelnden Feldbreiten zu wirken. Am Wege hatten die Heimchen ihr schrilles Konzert. Die Rebhühner schnarrten, und ein paar Wachteln

schlugen in den Tiefen der graulichen, knisternden Getreidewogen. Zwischen den schwarzen Laubballen der Kirschbäume hin, in denen sich kaum ein Lüftchen regte, schimmerte die Chaussee wie plattiertes Silber.

Einem hübschen Weibe gegenüber zu stehen, das man auf den denkbar höchsten Grad der Wut getrieben, und dann mit ihm anzufangen, was einem beliebt . . .

Das Schwelgen in dieser Vorstellung fing an allmählich immer mehr die Wirkung zu sein, die diese wunderschöne, nächtliche Mondromantik auf Lorenz ausübte. Dies Wetter war so recht etwas für verliebte Leute; und für Lorenz bestand die Liebe und Seligkeit eben darin, ein weibliches Wesen, dem er so einen recht herzhaften Abscheu erregte, zu seinem Willen zu zwingen. Wenn die Liebe nicht irgendwie diese seine intimsten und lebendigsten Triebe in Bewegung und Spannung brachte, dann war eigentlich mit ihr nichts los. Sobald irgendwelche Sentimentalität mit ins Spiel kam, hörte für ihn das Vergnügen auf. Das hatte ihn eigentlich auch mit Friederike auseinandergebracht. Aber jetzt, wenn er überlegte: der Bruch, die lange Zwischenzeit, die Heirat: entschieden mußte die Sache wieder ihren Reiz haben. Der betreffende kleine Röhl und so diese und jene anderen bedenklichen Umstände machten ihm nicht viel Kopfzerbrechen.

Seine langen Fledermausohren aus Instinkt bald nach rechts, bald nach links in die stille, einsame Monddämmerung wendend, die Hände auf dem Rücken, mit den blitzenden Äugelchen in dem Dunkel der Chaussee herumfahrend, fing er an, sich zu beeilen.

Er hatte förmlich Herzpochen vor Erwartung und atmete mit offenem Munde; und es war, als ob seine langen, dünnen, leise schleifenden Storchbeine unter ihm weg vorauslaufen wollten.

Die Kirschbuden waren geschlossen. Nur des Pächters Spitz kläffte ihm eine Weile nach. Die ganze Gegend war tot und öde.

Hinter seinem langen, schiefen Schatten her schlich er sich durch das Thor in die Gasse. Die Nachbarn hatten sich in ihre Gehäuse zurückgezogen; die drei Laternenpfähle langweilten sich in der langen Gasse und in ihren Scheiben glänzte der Mond.

*

Im verschwiegenen Schatten der alten Linde stand er in seiner ganzen schlottrigen Länge zwischen Rosen, weißen Lilien und Nelken am Fenster und lugte zwischen dem Weinlaub durch in die Stube. Drinnen brannte die Lampe, und die Nähmaschine schnurrte. Die gute Friederike war noch fleißig bei der Arbeit. Das Wechselbalg hatte sie wohl hinten

in der Kammer. Sein väterliches Herz war damit zufrieden.

In der engen Stube schien es noch recht schwül zu sein. Friederike hatte sichs bequem gemacht und saß in einem roten Unterrock, im Leibchen und mit bloßen Armen vor ihrer Maschine und nähte ohne aufzusehen darauf los. Aus dem weißen Hemd, das ihr weit ausgeschnitten unter der Arbeit über die eine Schulter gerutscht war, lugte ein Teil ihrer Brust und ihr runder, weißer Hals hervor und hinten der volle Nacken, in den ihr eine kohlschwarze Haarsträhne herniederhing.

Hm! — Sie war doch ein Prachtmädel! —

Die strammen Arme und die breiten Hüften! Nur nicht mehr so ganz frische Backen hatte sie wie früher, und um die Lippen war, halb stolz, halb trotzig, so ein gekniffener Zug. —

Jaja! — Sie war genau sein Geschmack. — Frisch, lebendig und dabei eine so gute Seele. — Haha! — Eine so gute Seele. — Nicht mal Alimente hatte sie von ihm haben wollen.

Leise trat er zurück und schritt, den Kopf zwischen den Schultern, leise vor sich hinkichernd, zur Hausthür. Die alte Bimmel kläffte auf und im nächsten Augenblick schob er sich mit der harmlosesten Miene von der Welt in das Zimmer.

Sie hatte sich, die eine Hand noch auf ihrer

Näherei, mit der anderen das Hemd über ihre Blöße heraufziehend, halb in die Höhe gerichtet, neugierig, wer noch käme, mit halb geblendeten Augen um die Lampe herumlugend, die vor ihr auf der Maschine stand; aber wie sie ihn nun erkannte, stierte sie ihn an, als ob sie der Schlag rühren sollte.

Lorenz stand mit geducktem Kopfe, nach seiner Gewohnheit die Hände unterm Rücken zusammengelegt, und grinste sie an.

„Noch so fleißig?“ meinte er unbefangen.

Rieke war nun gänzlich in die Höhe gefahren und stand mit offenem Mund und starren Augen, steif wie eine Säule.

„Die Mutter is nich zu Hause? Na, das hätt' ich ja denn wohl ganz gut getroffen? — Ich denke doch, du freust dich, daß ich mal wieder mit vorspreche? — Hehe!“

Riekes aufrichtiger Schreck machte ihm so viel Vergnügen, daß er sich die kleine naive Frage nicht ersparen konnte.

„Was . . . Was . . .?“

Sie stockte.

„Wie?“ fragte Lorenz. Er hatte eben seine Mütze, als ob sich das von selbst verstände, auf den Stuhl gelegt, der neben der Thür stand. Sie hatte diesen Vorgang bemerkt, und die Worte waren ihr darüber vergangen.

„Was — soll das heißen?!“

Endlich hatte sie die Sprache wiedergefunden.

Er sah sie nur an.

„Aber ich — versteh' dich nich'! — Wie du nur bist? — Hehe! — Lieber Gott, ich bin eben mal wieder mit vorgekommen. Wir haben uns doch so lange nich' gesehn, und . . .“

Mit dem unschuldigsten Erstaunen von der Welt sah er ihr gerade in die Augen.

Aber nun hatte sie sich völlig gefaßt.

„Sie machen sofort, daß Sie 'rauskommen oder ich rufe auf der Stelle um Hilfe!“

In aller Eile hatte sie sich ein Tüchelchen um die Schultern gerafft und stand nun mit ausgestrecktem Arm und blitzenden Augen neben ihrer Maschine.

Ah, Donnerwetter!

Er war zusammengezuckt. — Das war kein so gewöhnlicher Weiberzorn, der gar zu gern in vielen Worten hinpoltert, die sich dann aber leicht in eine vernünftige Unterhaltung hinüberspielen lassen, bei der schließlich immer noch was Rechtschaffenes herauskommt: das war bitterer Ernst. Und vor allen Dingen: das merkte er ganz genau: sie hatte sich beruhigt, sie war mittlerweile radikal mit ihm fertig geworden. Die Sache war also nicht so einfach. Das wurde nun doch anders, als er sich's vorgestellt hatte. —

Aber — hehe! — ihr Arm! — Wie kräftig sich seine Muskeln strammten! In ihrer Empörung konnte sie ihn, wenn's drauf ankam, wohl gut und gern eigenhändig zur Thür hinauswerfen. Sie war in jeder Beziehung der Kerl dazu.

Er mußte sich zusammennehmen.

Seine Augen funkelten vor Lust und kalter Energie.

Er war nicht feig. Die Sache war vielleicht gerade sein Fall.

Und daß sie inzwischen so ganz und gar mit ihm fertig geworden, das reizte ihn vor allem, das machte die ganze Sache erst interessant.

Ein wenig von unten 'rauf, mit geducktem Kopf, sah er ihr gerade in's Gesicht, mit einem Auge, das etwas von der treuherzigen Demut eines Hundeauges hatte.

Freilich spürte er in diesem Augenblicke nichts weniger als Demut. Es war nur außerordentliche Willensanspannung und intensivste Lust an der Situation. Dieser Ausdruck war ein rein mechanischer.

Sie wiederholte ihre Aufforderung, womöglich noch gefaßter als vorhin, mit einem konzentrierten Zorn, hinter dem auch schon ein fester Entschluß für den Notfall ist.

Aber er verhielt sich nur wie vorhin. Sah sie nur immer so an mit diesem sonderbaren Auge.

Und jetzt schien sie diesen Blick zu spüren.

Mit einem plötzlichen Wechsel, wie ein leises Betroffensein, ging es über ihr Gesicht.

Er fühlte, daß er jetzt wohl eine ziemlich jämmerliche Figur bieten mochte, und er machte sich das zu nutze.

„Riekchen!" —

Sie stutzte. Einen Moment. Und dann brach sie unwillkürlich in ein lautes Lachen aus.

Sie lachte; lachte ihn aus. Er war ihr komisch.

Seine innere Spannung entlud sich. Er fing an, das Spiel für gewonnen anzusehen.

Aber noch einmal wiederholte sie ihre Aufforderung. Nur belustigter wie vorhin.

Aber, lieber Gott! sie würde ihn doch wenigstens anhören wollen? Sie würde ihm doch erlauben, daß er sich rechtfertige? — Er könnte und könnte es nicht ertragen, daß sie ihn für einen miserablen Kerl halte! Er verdiente das auch nicht so ganz, wie es den Anschein hätte.

Ach großer Gott! — Hahahaha! — Das wäre zu lustig! Sie wollte überhaupt nichts mehr von ihm hören! Gar nichts! — Er wäre ihr ja nicht mal mehr widerwärtig: er wäre ihr nur noch lachhaft! — Weiter nichts, wie lachhaft!

Lorenz setzte eine betrübte Miene auf und wurde sentimental.

Gewiß! Gewiß! — Er wolle ja zugeben: er hätte vielleicht nicht den rechten festen Charakter, sonst wäre wohl alles ganz anders gekommen. — Aber es wäre doch so eine Sache! Die Mutter! — Sie hätte es doch mal gewollt, gerade diese Heirat! — Sie sollte doch nur um Himmelswillen nicht glauben, daß es ihm einerlei wäre! — O, wenn sie wüßte! — Nicht eine ruhige Stunde hätte er seitdem gehabt! Nicht eine! — Und er wäre nicht mehr im stande, das zu ertragen! Er wär's nicht im stande! — Er mußte sich mit ihr aussprechen! Sie dürfte ihn nicht für einen Hallunken halten! Ach überhaupt! am liebsten möchte er sich schon lieber das Leben nehmen!

Aber sie lachte nur wieder.

So ein sonderbares, gehaltenes, spöttisches Lachen nach innen, das beinahe etwas Behagliches hatte.

Es machte ihr die runde Kehle zittern und die Brust.

Er biß die Zähne zusammen. Es ging ihm durch und durch.

Aber mit einem mal wurde ihr die Stirnader dick.

Indessen sie beherrschte sich.

Mit einer unausweichlichen Bestimmtheit forderte sie ihn nur noch einmal auf zu gehen.

Er stand da, wie gebannt: in tödlichster Verlegenheit, was nun zu thun war.

Denn Teufel! er wollte! — Geradezu verrückt war er in sie. Er sah nur noch immer dieses feine Beben ihrer vollen weißen Kehle, das bis in die Brüste hinunterging. Dies Beben! Dies Lachen! ...

Sie anstarrend kaute er vor Aufregung mit den Kinnladen. Sein Gehirn war so ganz angestrengtestes Suchen und Überlegen, daß es ihn wie mit einem Zittern die Rückennerven hinunterlief.

Gehen! Um keinen Preis!

Wie viel Zeit hatten sie wohl noch, bis die Alte zurückkam? —

Da! — Ha! —

Mit einem Sprung war er bei ihr.

Sie hatte sich ruhig abgewandt und war mit festem Schritt zum Fenster hingegangen.

Mit einem harten Griff packte er sie am Arm, daß sie vor Schmerz und Überraschung zusammenzuckte.

„Rufe nicht, du!" knirschte er zwischen den Zähnen durch. „Hörst du? Du weißt, du würdest dich nur blamieren! Denkst du, es macht mir was, wenn du wen rufst? — Ich gebe dir mein Wort, daß ich dich einfach sterblich lächerlich mache! — Sei nicht so dumm! — Sei vernünftig! — Mache mit mir, was du willst! Aber du kannst mich doch anhören! Wenigstens anhören!"

Betroffen und verwirrt starrte sie ihn an, wie gelähmt, totblaß, unter seinem Griff sich windend.

Er war wie verwandelt. Er hatte nun gar nichts Lächerliches mehr. Er war jetzt nur noch Mann, ganz Mann; nur zu sehr — Mann. —

„Laß mich — los!" flüsterte sie sich windend und erschrocken zwischen den zusammengepreßten Zähnen durch. „Laß mich los!"

Aber er gab sie nicht frei; seine Faust preßte ihren Arm wie eine Klammer. Er fing an, mit einer gedämpften, vibrierenden Stimme auf sie einzureden, ganz nah zu ihrem Gesicht hingeneigt, daß sein warmer Atem ihre Kehle traf. Mit schmeichelnden, weichen Worten, mit Siegerworten, in denen so etwas wie ein Triumph war, wie eine leise Ironie, eine flüsternde Ironie, von der jedes Wörtchen, jede Silbe, jeder Laut sitzt, und der sich nicht mehr entkommen läßt.

Vor Wut, Widerwillen und einem instinktiven Sichgeben brach sie in ein Schluchzen aus, das ihre prächtige Gestalt erschütterte. Wie feine Wärmeschwingungen ging es von diesen Erschütterungen ihrer Glieder aus, die sein Empfinden mit einer intensiven Lust aufnahm, während er mit diesen unentrinnbaren Worten weiterflüsterte, darlegte, bat, schmeichelte, koste.

Ihre Haare hatten sich unter den Bemühungen, von ihm frei zu werden, gelöst; das Tüchelchen, das sie vorhin umgeworfen, war ihr von der Brust geglitten.

„Laß mich los!"

In dem großen dunklen Blick, den sie jetzt auf ihn richtete, war es wie Haß und Flehen, wie ein zages, halb sich schon hingebendes Flehen, wie eine Furcht, in der doch das unwillkürliche Bewundern des Weibes ist, das seinen Besieger erkennt.

„Rikchen!"

Sein Griff lockerte sich.

Das Wort that seine Wirkung. In einem konvulsivischen Schluchzen brach sie förmlich vor ihm zusammen. — Er stützte sie. Noch einmal machte sie einen schwachen Versuch, sich loszuwinden, aber er führte sie nur ruhig zu einem Stuhl.

„Rikchen!"

Sie weinte sich aus, duldete seine Zärtlichkeiten, fing an auf seine Worte zu lauschen, auf seine glühenden, flüsternden Rechtfertigungen . . .

Er hatte gesiegt . . .

*

Er hatte gesiegt. Sein Triumph kannte keine Grenzen. Er fühlte sich Herr; nicht nur über sie: über die ganze Stadt. Was konnte wohl hier seinem Willen noch überlegen sein?

Aber als dieser Triumph seinen Höhepunkt erreicht hatte, kam ein plötzlicher Umschwung, von dem er sich nichts hätte träumen lassen.

Zwei Tage nach diesem nächtlichen Besuch wurde Friederike als Leiche aus dem Fluß gezogen. — — —

Und wenn es weiter nichts wirkte, so hatte dies Ereignis doch die Folge, daß Lorenz Röhl ein recht stiller Mann wurde, über dessen Treue sich seine Gattin in der Folgezeit nicht zu beklagen hatte . . .

Seine Senta

Die Mutter, eine ältliche Beamtenwitwe, mit glattgescheiteltem, melierten Haar, würdevoll, verhärmt, sorgengefurcht, stand am Eßtisch und sortierte, den Kneifer vor den Augen, die frischgewaschene Wäsche. Das blonde Töchterchen, das sich eine Cigarre angezündet hatte, kniete im Sorgensessel beim Fenster. Die helle Mittagssonne, die durch die hohen Scheiben fiel, machte ihr langes, weizenblondes Haar schimmern, das sie sich vorhin aus Langeweile vorm' Spiegel aufgelöst. Sie hatte die weiße Kehle aus der Spitzenkrause in die Höhe gereckt und unterhielt sich, aus den kreisrund zusammengezogenen Lippen kunstgerechte Rauchkringel an den Gardinen hinaufzuhauchen. Ihre goldbraunen Augen funkelten vor Vergnügen, wie die zarten Dinger in dem warmen, flirrenden Sonnenglast opalisierten. — Auf dem Tischchen vor ihr stand zwischen einer Unordnung von Wassernäpfchen, Pinseln und japanischen Lackfarben eine kleine, thönerne Vase, die sie zu bemalen angefangen. Aber es war ihr inzwischen schon wieder langweilig geworden.

Unten brauste Berlin. Auf dem stillen, schwarzen Wasser des Kanals trieben die großen Frachtkähne, und unter den dichtbelaubten Kastanienbäumen spazierte die elegante Menschheit des Potsdamer Viertels aneinander vorbei. — Ueber die Brücke rollten die Pferdebahnwagen, und das Gewirr der Kutschen, Equipagen, Droschken, Last- und Reklamewagen und ein tausendbunter Verkehr trieb durcheinander in der hellen goldigen Luft der Frühlingssonne.

In dem Zimmer, das mit dem goldnen Arabeskenwerk seiner braunen Tapeten, mit seinen ehrbaren Kupferstichen und Familienphotographieen und mit seinem etwas verbrauchten Meublement den Eindruck einer anständigen Standesgemäßheit machte, hatte nur der grüne Papagei das Wort, der, von den Sonnenlichtern, die in seine Ecke drangen, aufgemuntert an den Stäben seines Messingkäfigs auf- und niederturnte, vor Vergnügen kreischte, Lieder pfiff und Monologe hielt.

Die Mutter, die bei ihrer Musterung manchen bedenklichen Seufzer laut werden ließ, legte mit einer andächtigen Sorgfalt die Wäschestücke hin und her und machte sich von Zeit zu Zeit ihre Notizen in ein Büchelchen, das sie neben sich zu liegen hatte.

In dieses Idyll schrillte plötzlich die elektrische Flurglocke.

Monikachen machte große Augen, warf das

Köpfchen herum und fuhr eilig mit den Beinen vom Sessel herunter. Mama zupfte an ihrem Häubchen und sah nach der Thür.

„Mamali, ein Zimmerher!" rief das Töchterchen entzückt. Sie hatte die Cigarre in den Farbennapf geworfen und strich eifrig an ihrem schwarzen Kleidchen herunter. Ihre Augen strahlten vor Neugier.

In der Thür erschien das Mädchen.

„Madame, ein Herr!"

Monikachen klatschte in die Hände und kicherte.

Mama steckte ein eifriges Gesicht auf, ließ den Kneifer abschnellen, rückte noch mal an ihrem Häubchen und schritt dann durch die Thür, die das Mädchen offen gelassen, in den Korridor hinaus.

Monikachen, die goldige Flut ihrer Haare bis über den gelben Ledergürtel herunter, der ihre schlanke Taille umschloß, schlüpfte hinter ihr her und reckte den Hals um den Thürpfosten herum.

Draußen stand ein langer, von oben bis unten lohgelber junger Herr. Nur sein spiegelglatter Chapeau claque und der Rand seines Monokles und der wohlgepflegte Schnurrbart waren schwarz. Sein gelber Sommerüberzieher reichte ihm gerade noch über das Hinterteil. In der Hand hielt er ein Spazierstöckchen mit einem blitzenden Silbergriff. Er sprach mit einer leisen, artigen, aber ein klein wenig nachlässigen Stimme.

Monikachen lugte mit großen, weiten Augen, den Kopf mit vorüberhängenden Haaren, weit und selbstvergessen vorgestreckt, amüsiert um den Pfosten herum. Aber plötzlich konnte sie sich nicht mehr halten und brach über den lohgelben Herrn in ein lautes, helles Lachen aus.

Sie sah gerade noch, wie der Herr sein Gesicht, das er bis dahin zu Mama hingebeugt gehalten, mit einem höflich befremdeten Ausdruck aufrichtete, dann huschte sie, die Hände vorm Mund, den Kopf zwischen den Schultern, mit einem unbändigen Kichern in das Zimmer zurück . . .

*

Der gelbe Herr hatte das Zimmer und das Kabinett gemietet; auf den ersten Blick, wie Mama Monikachen sehr erfreut mitgeteilt hatte.

Natürlich hatte Monikachen nichts eiliger gehabt, als eines Vormittags, sobald nur irgend anzunehmen war, daß er sich häuslich eingerichtet, mit dem Staubwedel hinüberzuschlüpfen.

Da war ein großes Bücherregal, auf dem eine Menge prächtiger Bücher standen mit vergoldeten Lederrücken, die alle sehr gelehrte Titel hatten. Das war nun ziemlich langweilig. Aber das feine Cigarrettenparfum, das das Zimmer füllte, interessierte sie. Und dann standen da auf dem Spiegel-

konsol und dem Schreibtisch eine ganze Gallerie von Photographien sehr interessanter Damen.

Auf dem Sofatisch aber lag eine Anzahl Bücher in gelber Brochierung durcheinander.

Monikachen machte sich daran die Titel zu lesen.

Ah, französisch! . . .

Da waren Gedichte. Paul Verlaine, las sie. „Chansons pour Elle", „Fêtes galantes", „Dans les Limbes". Und hier, Romane! — Camille Lemonnier: „Adam et Eve" und „L'homme en Amour". — „L'homme en Amour"! — Sie hielt die Hand vor den Mund und räusperte sich bedeutsam. Und dann schlug sie, den Staubwedel unter den Arm geklemmt, das Gesicht aufgestützt, auf und las.

„Ainsi tout à coup je me sentis malade de son corps. Demeure un instant derrière cette arbre", me dit-elle étrangement. Et elle avait disparu; je n'entendit plus que le bruissement de sa robe dans les mousses. Puis elle revint vers moi et elle était nue, avec l'orgueil de sa beauté sous les étoiles, comme une fille des âges de la terre, comme une napée près des eaux fabuleuses."

Pöh! — Sie schlug das Buch zu und begann eifrig zu stäuben . . .

Als sie aber wieder drüben im Wohnzimmer bei Mama war, da sagte sie nur:

„Na aber Mama, so'n Fatzke!"

Mama lachte und drohte ihr mit dem Finger. Aber Monikachen setzte sich vor das Tischchen zu der Thonvase und den Farben und fing an, den Dessauer Marsch zu pfeifen . . .

*

Es war Abend. Der „Fatzke", der mal wieder im rechten Fuß sein erstes Zipperlein spürte, lag in einem chiken Schlafrock auf der Chaiselongue und blätterte umschichtig beim roten Schein der Arbeitslampe mit schmerzverzogenem Gesicht in Karl Kiesewetters „Geschichte des Occultismus", in dem „Kamasutram des Vatsyayana", was die indische ars amatoria ist und in einer Fülle von Liebesbriefen, die in allen Farben des Regenbogens die Platte des Bauerntischchens bedeckten und ein undefinierbares Gemisch von Parfums aushauchten.

Mit seinem bräunlich blassen Gesicht, mit seinen großen dunklen Augen und seinem kräftigen braunen Schnurrbart war er eigentlich eine Schönheit. Nur der etwas müde und spöttisch desillusionierte Zug um die Mundwinkel müßte nicht gewesen sein. Aber das leis melancholische Faltenspiel seiner Stirn konnte geradezu verführerisch und bestrickend wirken; um nichts weniger, weil es ihm zuweilen direkt einen Anflug von leidender Schüchternheit gab, die den

Weibern ein unwillkürliches Gefühl der Teilnahme und eine Art oft mütterlicher Überlegenheit mitteilte. Und, wenn sie nur irgendwie mütterliche Instinkte bethätigen können! — Dazu offenbarte sich in der Bildung seines Gesichtes bei aller entwickelten Männlichkeit, wenn man ihn näher kennen gelernt hatte, der Ausdruck einer gewissen sensiblen Knabenhaftigkeit, der direkt liebenswürdig wirkte und unwillkürlich heiter und zutraulich stimmte. Er stand zudem in einem so pikanten Gegensatz zu seinen dreiunddreißig Jahren.

Einer der Briefe erinnerte ihn an eine heillose Skandalgeschichte. Das war diese gute, so temperamentvolle Jenny gewesen, die seinetwegen eine Flasche Morphium ausgetrunken hatte.

Er warf das heikle Dokument beiseite, lehnte den Kopf in das Kissen zurück und fing an nachzudenken.

Die Angelegenheit brachte ihn in allerlei melancholisch religiöse Gedankengänge. Denn er war in seiner Weise religiös; in so einer Art von pessimistischer Religion, der zum Beispiel die Unsterblichkeit ein notwendiges Fatum war.

Es war so angenehm schrecklich zu denken, daß man unsterblich ist, wo doch schon das bißchen Leben so fad ist und man kaum weiß, wie man die Tage noch herumbringen soll! —

Dieser Gedanke der Unsterblichkeit und Ewigkeit! Aber man konnte nicht um ihn herum; diese Unsterblichkeit war ein notwendiges und unausweichliches Resultat konsequentesten Denkens.

Er war im Begriff, in die satanische Wollust dieses seines religiösen Lieblingsgedankens zu versinken, als er plötzlich auffuhr, und sein Gesicht nach der Thür zum Nebenzimmer herum wandte.

Nebenan sang jetzt forsch eine volle wohltönende Altstimme den schönen alten Kantus:

„Lorenz, Lorenz, Lorenz!
Mach keine Raupen,
Sattle dir dein Roß,
Steig in den Bügel,
Reit einmal ins Schloß!“

Es war Monikachen, die sich mit diesem schönen Rundgesang, den ihr einer von Mamas Zimmerherrn, ein Kandidat der Rechte, hinterlassen, in ihrer Weise die Zeit vertrieb.

Den Kopf aufgestützt lauschte er.

Richtig! Richtig! — Die Kleine, die da, als er neulich mit Mama im Korridor konferierte, so allerliebst gelacht hatte! . . .

Hehehe! . . .

*

Natürlich hatte er nicht versäumt, mit diesem reizenden Käfer bei nächster Gelegenheit ein „ein-

leitendes Gespräch" anzuknüpfen. Aber er hatte nicht die mindeste Ursache gehabt, mit seinem Ergebnis zufrieden zu sein. Denn Monikachen hatte ihm mit der ganzen Naivität ihrer jungfräulichen Unschuld die bereits gekennzeichnete Auffassung seiner wesentlichsten Charaktereigenschaft so rückhaltslos und unmißverständlich zu erkennen gegeben, daß er trotz all seiner gewohnten Sieghaftigkeit, sich hatte gestehen müssen, daß hier ein für allemal „nichts zu machen" sei.

Begreiflicherweise war nun die Sache ein Problem, und zwar ein um so interessanteres, als Monikachen der Zahl ihrer Jahre und ihrer physischen Entwicklung nach bereits um ein Beträchtliches über den Backfischzustand hinaus war.

Und eigentümlich: dies Problem fing an, ihn mit einer ganz sonderbaren und eindringlichen Hartnäckigkeit zu beschäftigen.

Er hatte Monikachen angetroffen, wie sie, die brennende Cigarre zwischen den Fingern, sich mit dem Papagei unterhielt, und dieser Anblick hatte, im Verein mit ihrem sonstigen Benehmen, sein kluges und feines Nachdenken in eine seltsame Verlegenheit, wenn nicht Befangenheit gebracht.

So backfischmäßig sich ihre Aufrichtigkeit nämlich auch ausgenommen, so glaubte er dennoch als ihren Hintergrund eine ungewöhnlich reife und klare weib-

liche Intelligenz zu gewahren, die geradezu etwas von Genie und Rasse hatte.

Und überhaupt: ihre reife, schlanke Gestalt in dem schlichten, schwarzen Kleidchen; diese weiche, unsagbar anmutige Linie ihres hellen, aufgeknoteten Haares und ihrer pfirsichfrischen Wangen; ihre freimütig bestimmten, aufrichtigen und doch weiblich graziösen Bewegungen; der feste und offen freie, lachende Blick dieser prächtigen, goldbraunen Augen: offenbar, daß er es hier mit einer Dame von Charakter und Temperament zu thun hatte, und zwar einem höchst ungewöhnlichen und genialen. — Und das Fatale und zugleich geradezu unwiderstehlich Fesselnde war, obgleich sie in ihrer Unschuld sicher kaum etwas von seinen heimlichen Absichten gemerkt hatte, so war in ihrem Wesen doch so eine geradezu belustigte, sichere Zurückweisung gewesen, so eine freie, vornehme und selbstbewußte Zurückweisung, etwa wie eine Dame von Stand einen zudringlichen Plebejer in Distance zu halten weiß.

Zum ersten Mal, daß er keinen Eindruck gemacht.

Hm! — Ja, und die Cigarre! — Wie eigentümlich das gewesen war! — Eben Rasse, Rasse! — Rasse! —

Diesen Eindruck hatte Monikachen auf den „Fatzken" gemacht.

Und er entdeckte mit einem Mal verwundert

und betroffen, daß er ja wohl im Grunde ein guter Mensch sei . . .

*

Die Affäre hatte ihn wirklich außerordentlich nachdenklich gemacht. Ja, sie schien ja wohl der Anstoß zu einer fundamentalen Revolution seines Charakters werden zu wollen.

So oft er seitdem mit Monikachen zusammentraf, fühlte er sich geradezu befangen.

Er wurde es nicht wieder los. Dieser backfischmäßige Charme, hinter dem hervor das Weib mit unbewußter Ungeduld nach Entfaltung und Blüte drängte! — Diese unbewußte, innerlich treibende Sehnsucht aus dieser Einsamkeit heraus, die in ihrer Unschuld zu burschikos genialer Kaprize und Koboldhaftigkeit geworden war und doch jeden zweifelhaften Versuch, sie zu „erlösen" so wundersam fremd und mit so naturwüchsiger Instinktsicherheit zurückwies! —

Er begann solid zu werden, war viel zu Hause, philosophierte und kam in allerbeste Gefahr, sich zu einem heimlichen Anbeter zu entwickeln.

Und wirklich steckte er sich hinter Mama und brachte es zuwege, daß er in die kleine Familiengemeinschaft aufgenommen wurde.

Und als er sich einmal erstaunt fragte, wie er

es nur ermögliche, ganze Abende mit Mama diese ehrbaren und schon mehr als hausbackenen Gesprächsthemen abzuwickeln, da kam es ihm zur Klarheit, daß es nicht lediglich wieder so eine Art von Sport und raffinierten Zeitvertreibes sei, sondern, daß er wirklich und wahrhaftig zum ersten Mal in seinem Leben auf das Kläglichste — verliebt sei und daß, wie er wohl philosophierte, das Weib anfing, ihm respektabel zu werden . . .

*

Wirklich: aus den Wirbeln der Philosophie und der Liebe schien sein Schiff in den Hafen treiben zu wollen; und er geriet in eine Art praktischer Resignation, in eine seltsame innere Stille, die, zum Kuckuck! gar nicht unangenehm!

Der bisherige Anarchismus seines Fühlens und Denkens gewann zunächst den festeren Boden einer Philosophie des Philistertums, wie er es hieß. Und dasjenige, über das er sein Lebtag am meisten gespottet, enthüllte sich ihm nun mit einem Mal mit einer ganz eigenartigen und tieferen Bedeutung. Ja, er gelangte zu einem Satz, der ungefähr dahin lautete, daß die bisherige Entwicklung einer gewissen Neuart des modernen Menschen aus den alten Dogmen her über eine kritisch-materialistische und pessimistische Konfliktsperiode in die höhere praktische Einheit eines

geläuterten, freien, mit dem Leben ausgesöhnten Philistertums münde . . .

Du großer Gott! er schämte sich förmlich dieses Resultates, konnte es sich nicht ohne ein inneres Erröten zugestehen. Ein so eigenartig gedemütigter Zustand von Resignation! Und doch: er fühlte sich so eigentümlich wohl dabei . . .

*

Noch nie in seinem Leben hatte er so ehrerbietig, ja schüchtern, mit so viel aufrichtigem, zwischen Hoffen und Verzagen hin- und wiederschwebendem Hangen und Bangen um irgend ein weibliches Wesen geworben! — Wirklich! Irgend so ein sauberer, rangierter Musterknabe von Philisterjüngling hätte sich nicht ehrbarer betragen können! . . .

Monikachen ihrerseits zeigte sich durch den neuen Zustand ihres Anbeters zunächst verblüfft, dann sehr belustigt, bis schließlich ein gewisses Mitleid, das sie nach und nach für ihn spürte, dem Zustand ihrer jungfräulichen Freiheit verhängnisvoll zu werden begann; zumal Mama dem „Fatzken“ sekundierte, und die Romantik seiner bewährten und durch ihr gegenwärtiges Ziel veredelten Don-Juan-Künste ihre Wirkung that.

Und eines Tages, des schwersten in seinem

Leben, als er ihr den entscheidenden Antrag machte, erbarmte sie sich mit Thränen im Auge und so verliebt, wie — Seligkeit! — nur immer eine so frische und liebenswürdige Unschuld sein kann, des armen Kerls . . .

Nicht lange darauf war Monikachen seine Frau.

Er hatte, im Bedürfnis nach dem Deckmantel irgend einer „soliden bürgerlichen Beschäftigung" einen Teil seines beträchtlichen Vermögens für eine komfortable Sportzeitschrift angelegt, hatte am Wannsee ein schmuckes, idyllisches Landhaus angekauft, machte mit Monikachen, die Reitunterricht genommen, — sie bot zu Pferd eine sehr elegante Figur — und der er eine prächtige Fuchsstute erstanden, Spazierritte und lebte im stillen mit seiner intelligenten und lebhaften kleinen Frau ein zufriedenes Dasein.

Es war eine Musterehe. — Als Monikachen ihren ersten Jungen bekam, entwickelte sie die Eigenschaften einer ebenso verständigen wie zärtlichen Mutter, die übrigens nicht verhinderten, daß sie nach wie vor ihre Cigarre rauchte und eine geschickte und eifrige Reiterin blieb . . .

Der römische Kaiser

Ich habe ihn mir in mein Skizzenbuch gezeichnet, wie er in dem kleinen Stationssaal sitzt und vor sich hinbrütet. Seine blaue Jacke ist unsauber von Speiseflecken, sein Barthaar starr und rauh, und er riecht nach Schweiß und alten Kleidern, so recht ein Armeleutgeruch.

Zuweilen hol' ich mir das Bild hervor, betrachte es und habe meine Gedanken und Vermutungen, wie es wohl in ihm aussehen mochte . . .

Dieser kleine Saal! Kahle Wände mit einer graugrünen Ölfarbe angestrichen und ein blankgebohnter Parkettfußboden. Vor einem großen Glanzledersofa steht ein Tisch; ein par Stühle, ein billiger Spiegel, die Kommode und der Schrank, in dem der Stationswärter seine Kleider hängen hat. Das ist das ganze Meublement. Man müßte noch die zwei Öldruckbilder dazurechnen wollen, die wohl so etwas wie Alpenlandschaften bedeuten möchten. Und den großen, runden, eisernen Ofen, in dem das Kohlenfeuer flackert und bullert. Dieser kleine nüchterne Saal mit seinen zwei kahlen Fenstern, die den Blick

auf die schneeverhüllten Anstaltsanlagen und die aus gelben Backsteinen aufgeführten Stationsgebäude geben. Und die Kranken, die in blauen Röcken und grauen Hosen mit ihren harten Lederschuhen hin und her gehen, ihren Tabak rauchen, sich zanken, lachen, singen, pfeifen, Karte spielen oder vor sich hin brüten.

Nur er: stumm auf seinem Stuhl im Ofenwinkel.

Er hat gerade mal ein wenig Ruhe. Denn für gewöhnlich promeniert er, wenn er nicht mit den anderen draußen in den Feldern und Gärten der Anstalt bei der Arbeit ist, rastlos aus einer Stube in die andere mit weiten Schritten auf und ab, die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt, durch die Flügelthür, die den ganzen Tag offen steht, in den großen Saal, am Billard vorbei bis hinter in das Nebenzimmer und wieder zurück.

Er ist ein kleiner, untersetzter Mann mit mächtigen Schultern und einem wahren Stiernacken. Auf dem kurzen Hals sitzt ein gewaltiger Schädel. Seine dichten schwarzen Haare sind kurzgeschoren. Darunter das breite Gesicht, kräftig, starkknochig, gelb; graue Augen unter buschigen, schwarzen Brauen und einer breiten faltigen Stirn.

Er hat seine ungefügen Arbeitshände im Schoß gefaltet und blickt mit einem scheuen Lächeln vor sich hin.

Ein so eigenartiges Lächeln. Ich weiß nicht, so still und bewegungslos er dasitzt, ich habe fortwährend das bestimmte Gefühl, als verrate es die unablässige Unrast eines inneren Grübelns und Sinnens; und es ist mir, als sei es eher das erstarrte grinsende Weinen einer inneren rastlosen Ungeduld, an dieses sein Ziel zu gelangen. Denn: es ist ihm gewiß, daß er nach seinem Tode römischer Kaiser wird . . .

Die Patienten und Wärter nennen ihn den römischen Kaiser; eigentlich ist er ein einfacher Schlossergeselle von Profession. Weiß Gott im Himmel, wie er zu seiner fixen Idee gekommen ist . . .

*

Hinreichend hatte ich den Tag über Zeit und Weile, mir über ihn meine Gedanken zu machen und ihn zu beobachten. Denn bei all dem Lärm, Geplapper, Gelächter, Gebrüll, Gesinge und sonstigem Firlefang um einen her, ist man kaum im stande die Zeitunz zu lesen, die jeden Vormittag auf die Station gebracht wird, geschweige sonst etwas Vernünftiges anzufangen. Man steckt sich seine Pfeife an und macht seine Studien und Beobachtungen, was denn begreiflicherweise auch sehr interessant ist . . .

Meine Versuche, mich mit ihm in einen persönlichen Verkehr zu setzen, so geschickt und vorsichtig

ich sie auch immer anstellen mochte, mißlangen stets. Kaum, daß ich ihn, so lange ich auch mit ihm zusammen war, hier im Saal den Tag über und Abends in dem großen Schlafraum der Station, auch nur drei, vier zusammenhängende Worte habe sprechen hören, gleichgültige und belanglose Worte, mit denen er etwa auf die Frage eines Wärters antwortete.

Die Gespräche, die wir beide mit einander hatten, führte er höchstens mit einem flüchtigen, grinsenden Lächeln oder einem kurzen Kopfnicken; selten, daß er mal mit seiner heiseren eiligen Stimme ein kaum verständliches „Ja" oder „Nein" lautbar werden ließ.

Er war eine sehr friedliche Natur, die niemand Ungelegenheit bereitete, gab sich für gewöhnlich mit niemand ab, hatte nur immer seine nachdenkliche Promenade, entweder hier im Saal oder draußen im verschneiten Garten der Station, in dem die Patienten früh und nachmittags eine Stunde spazieren gingen.

Nur ein einziges Mal geriet er in Zorn und schlug einem neuen Wärter, der ihn geneckt hatte, mit der geballten Faust einen Zahn aus. Dafür wurde er draußen auf dem Flur geprügelt, daß er ein paar Tage lang steife Glieder hatte; er mußte eine Woche im Bett liegen und bekam allerlei Beruhigungsmittel . . .

Zuweilen zeigte er sich, freilich nur, wenn er

genötigt wurde, gesellig. Und am Weihnachtsabend, als auf dem überdeckten Billard der Christbaum brannte und die Mehrzahl der Patienten zur Ziehharmonika tanzte, ließ er es geschehen, daß ihn einer aus dem Wärterpersonal im Tanz herumschwenkte, wobei er sich als ein nicht ungeschickter Partner zeigte . . .

*

Wie er nun zu dieser Idee gekommen sein mochte! —

Durch viele Lektüre kaum. Wenigstens machte er nicht im entferntesten den Eindruck, als ob er sich gerade verrückt gelesen hätte.

Man sah ihm nur an, daß er sein Lebtag schwere Arbeit zu verrichten gewohnt gewesen; und es gab auch niemand, der die schwereren Arbeiten, die sich tagsüber auf der Station nötig machten, unermüdlicher und unverdrossener geleistet hätte als er. — Sein Gesicht zeigte grobe und ungeschlachte Züge; keinerlei Spuren von irgendwelcher höheren geistigen Bildung waren in ihnen zu entdecken, nur daß sie von einer angeborenen Gutmütigkeit zeugten.

Diese Gutmütigkeit hatte nun freilich, wie ich, der ich mich gerade mit der Beobachtung kleiner und unscheinbarer Züge begnügen mußte, bemerken konnte, ihre Nüancen. Zuweilen hatte er nämlich aus seiner

Unnahbarkeit heraus, wenn er etwa im vertraulichen Scherz angeredet wurde, so einen schiefen, sonderbar lächelnden Blick, der mir interessant war. Es war etwas in ihm wie Überlegenheit und Ironie, so eine lächelnde, halb und halb duldende, still verächtliche Ironie, von der es nicht unmöglich, daß sie mit seinem geheimen Größenwahn in Zusammenhang stand. Oft zeigte er diesen schiefstreifenden, lächelnden Blick auch, wenn in seiner Nähe laut über etwas gesprochen wurde, und es schien, als ob sich in ihm eine spöttisch-verächtliche Teilnahme an dem betreffenden Gespräch verriete. Seltsam wirkte es, wenn er wohl plötzlich mal bei seinen Promenaden vor sich hinkicherte, oder wenn er am Fenster stehen blieb und anfing sich mit einem komplizierten musikalischen Gefühl, das man ihm nicht hätte zutrauen sollen, ein Liedchen zu pfeifen. Das mochten aber wohl seine lichten Momente sein. Sie hatten für mich unwillkürlich immer etwas Rührendes. Sie boten mir wohl auch die Gelegenheit einmal eins der gekennzeichneten Gespräche mit ihm anzuknüpfen.

Ja, wie er also zu dieser fixen Idee gekommen sein mochte. — Denn wenn er wohl auch gelegentlich einmal etwas in einem Unterhaltungsblatt über die römischen Kaiser gelesen haben mochte oder ihm vielleicht eine Erinnerung aus seiner Schulzeit geblieben war: warum war nun gerade diese Lektüre,

diese Erinnerung in ihm zur fixen Idee geworden? Was konnte das im letzten Grunde bedeuten? . . .

Vielleicht war er auch ein armer Teufel gewesen, dem es recht schlecht gegangen, und er hatte es sich so schön vorgestellt, römischer Kaiser zu sein; vielleicht äußerte sich hier auch ein inneres Streben nach einem höheren und freieren Zustande. Vielleicht . . . Leider war es mir unmöglich, etwas aus seinem Vorleben zu erfahren.

Aber: wieviel diesbezügliche Möglichkeiten auch immer sich beibringen lassen mochten, eigentlich war mir das Faktum damit doch immer noch nicht recht erklärt. Gerade die feineren, heimlichsten und tiefsten Ursachen beschäftigten mich, jene Ursachen, die in den Tiefen des Unterwußten liegen, in denen so viele Antworten, Möglichkeiten und Aufschlüsse schlummern . . .

Ja, daß er nach seinem Tode römischer Kaiser sein werde!

Nach seinem Tode! . . .

Diese seltsame Gewißheit! . . .

*

Das Unbewußte! . . .

Ich hatte Zeit die Fülle, mir über dieses Unbewußte die weitgehendsten Gedanken zu machen.

Was bedeutete das eigentlich wohl: unser Un-

bewußtes? Dieses Unbewußte, aus dem man sich sicher eine Antwort holen konnte auf diese so interessante Frage, die man immerhin eine müssige nennen mag?

Es mag sich in einem bestimmten Teil meines Gehirnes lokalisieren; es mag die Thätigkeit meines Rückenmarkes und des von ihm ausgehenden Nervengeflechtes bedeuten, und wie es die Wissenschaft sonst auch immer verstehen mag, ich weiß darüber so wenig: aber es ist mir sicher, daß es noch weit mehr ist, als das. Es ist die große allunendliche Nacht, die mich umgiebt, die mein Bewußtes mit Sonnen und Gestirnen erhellt, die es mit Farben erfüllt und in eine unermeßliche Mannigfaltigkeit gliedert. Und irgendwo in dieser unendlichen Wechselfolge ihrer Ursachen und Wirkungen ist auch die Antwort auf diese Frage, oder man muß wohl besser sagen: irgendwo in dieser endlosen Wechselfolge, die alles mein Unbewußtes ist, findet sie ihre Stillung.

Ja, und wie wunderbar dies ist! Dies Unbewußte ist mein Unbewußtes und auch seins; es ist uns ganz und durchaus gemeinsam. Und er ist doch wieder für mich nur ein Teil davon. Aber freilich, ein mir so naher und in einem gewissen deutlichen Sinne mir so bekannter Teil!

Übrigens: es kommt mir mit einem Mal so in all diese Erwägungen hinein: wie das ist, zu

denken, daß der Tod für ihn keinen Schrecken mehr hat, daß er ihn so völlig überwunden! Diese seine geheimnisvolle, unumstößliche Sicherheit und Gewißheit, daß dieser Tod nur einen Übergang bedeutet! —

Diese unumstößliche Sicherheit und Gewißheit! Nicht wahr?

Ob nun der Tod wirklich nichts als einen solchen Übergang bedeutet, zu einem Leben, in dem man dann römischer Kaiser, sicher und gewiß ein römischer Kaiser sein wird: was macht das? Man kann daran zweifeln, und das mag ja unter Umständen auch sehr gut sein und seine praktischen Vorteile haben: aber dennoch ist es eine Sicherheit, eine feste unumstößliche Gewißheit. Was besagt es, daß man sie eine subjektive heißt?

Und die Mystik ihrer Notwendigkeit! Diese seltsame Mystik ihrer Notwendigkeit!

Denn was besagt das im Grunde wieder, daß er irrsinnig, von einer fixen Idee besessen?

Er hat den Tod überwunden! . . .

Er hat den Tod überwunden mit diesem so interessanten und so geheimnisvollen Gefühl für eine intime Verknüpfung von Ursachen und Wirkungen, diesem Gefühl, das keine Grenzen von Raum, Zeit und geformten Erscheinungen kennt; er, der wohl kaum jemals etwas von irgendwelchen Begriffen

wie Raum, Zeit, Erscheinung, Ursache und Wirkung gehört oder gelesen. —

Er hat den Tod überwunden . . .

*

Täglich such' ich diesen seinen Zustand zu ertasten.

Ich weiß sicher, daß er auf Selbstmord sinnt. Es wurde mir zudem erzählt, daß er bereits früher einmal einen Versuch gemacht hat, sich zu töten.

Was für physische nnd seelische Zustände und Empfindungen mag das alles bedeuten!

Alle diese Tiefen! Alle diese Rätsel!

Ich lausche auf dies sein und mein Unbewußtes; ich befrage es. Ich weiß, irgendwie sind wir, er und ich, eins und das gleiche; zwei gleiche, nur ein wenig anders nüancierte Schwingungen dieses Einen und Gleichen. — Die eine große, unendliche Seele, die sich mit diesem persönlichen Bewußtsein dieses Teilchen ihres unermeßlichen, nächtigen Körpers ertastet, mit jenem persönlichen Bewußtsein jenes.

Und wie ich mich in diesen Gedanken vertiefe, gewinne ich den Mut, mir das Märchen seines unendlich sich wandelnden Geschickes zu dichten; und so gewiß es ihm ist, daß er nach seinem Tode römischer Kaiser wird, so unmittelbar gewiß ist es mir, daß es eigentlich kein Märchen, sondern die

eine simple Wahrheit ist, die sich da in mir hinstammelt . . .

Dieses tiefe Märchen, mit dem wir heute spielen dürfen, das, ich möchte sagen, in irgend einem mathematischen Grund- und Urbestandteil selbstsicherste Wahrheit ist; dieses Märchen, das beim Protoplasma anfängt, dieses Märchen vom Wanderer Individuum, der von diesem Protoplasma durch Leben und Tod und die unendliche Fülle von Erscheinungen und Metamorphosen seine Ewigkeit und Unendlichkeit durchmißt! . . .

Ein unbefriedigtes, unvollendetes Dasein, das sich in einer Metamorphose jenseits des Todes einen Ausgleich und eine Vollendung, eine Abrundung weiß und mit einem intensiven bewußt- unterbewußten Willen, mit der unerhörten Energie dieses Willens erstrebt. Ein Wille, dem Weltenstürze und unermeßliche kosmische Revolutionen gerade genügen, um neu ein winziges Fünkchen persönlichen Bewußtseins zu erzeugen und ihm sein Genüge zu schaffen, aus den dunklen Brunnentiefen ewigen Lebens und unergründlicher, unerschöpflicher Urmöglichkeiten.

Und das bedeutet dieses dumpfe, irre Fühlen dieses einfachen Arbeiters, den man immerhin roh und ungebildet nennen mag . . .

*

„Aufstehen!“

Der Nachtwärter ist in seinem langen, grauen Nachtmantel in den Schlafsaal getreten, in dem noch die Gasflammen brennen, und weckt.

Es ist frühmorgens gegen sieben Uhr.

Zwischen den Bettreihen wird es lebendig. Die Patienten kleiden sich an, begeben sich in die Waschräume und bewerkstelligen ihre Morgentoilette. Aus den Waschräumen geht's in den großen Saal. Sie lassen sich an der langen Tafel nieder, auf der die Mahlzeiten serviert werden. Tassen stehen in langer Reihe und große Blechkübel auf dem Tisch, voll dampfenden Kaffees. Das erste Frühstück wird eingenommen. Und dann werden die aufgerufen, die mit hinausgehen in das Feld und in die Gärten zur Arbeit. Denn es ist sehr gesund, in dieser freien kalten Winterluft zu arbeiten . . .

Ich habe mir ausgebeten, mit dabei sein zu dürfen. Ich höre, daß auch der römische Kaiser heute zum ersten Male seit langer Zeit mit hinausgehen wird.

Er ist, als er aufgerufen wurde, leicht mit dem Kopf nach vorn gezuckt und in seinen grauen Augen hat es seltsam aufgeblitzt.

Wir setzen unsere Mützen auf, ziehen draußen im Hausflur dicke warme rindslederne Stiefeln an, zerren unsere wollenen Handschuhe über die Hände,

wickeln die Shawls um den Hals und machen uns miteinander, von einem Wärter geleitet, auf den Weg.

Es ist ein klarer, kalter Wintertag. Bäume und Büsche sind mit einem dicken, glitzernden Reif überzogen. Unter unseren schweren Stiefeln knirscht und quietscht der hartgefrorene Schnee. Unsre Spaten und Radehacken über den Schultern, stapfen wir mit gleitenden Schritten durch die Anlagen, zwischen diesen freundlichen Villenbauten der Stationshäuser hin, in denen so viele trübe Geheimnisse wohnen, gehen durch den Park hinüber zur Chaussee und wandern zwischen ihren mächtigen Pappeln, in denen der kalte Ostwind saust, in die Felder hinaus.

Das Terrain, wo wir ein Ackerstück rigolen, wölbt sich zu einem flachen Hügel. Nach der einen Seite hat man den Blick auf die weitgedehnten Anstaltsanlagen, auf der anderen sieht man über die dick verschneiten blendenden Feldbreiten hin. Fahrwege und Alleen kreuzen sich drüberhin. In einiger Entfernung gewahren wir bunt über all dem Weiß die Stadt mit ihren qualmenden Fabrikschornsteinen. Jenseits eines Zaunes geht am Fuße des Hügels die Eisenbahn entlang. Züge kommen und gehen. Krähen tummeln sich auf der schimmernden Schneefläche, krächzen und flattern hin und her, zupfen an einem hervorragenden Kohlstrunk.

Das Leben so kalt, klar und hart in seiner Un-

erbittlichkeit, wie dieser rauhe, sonnenklare Wintertag! —

An die Arbeit! . . .

*

Wir sitzen im Schutze der tiefen braunen Erdfurche, die wir ausgewühlt haben auf Strohbündeln und verzehren unser Frühstück, und wer in seinem wirren Schädel genug Verstand und Geselligkeitsgefühl hat, plaudert sich eins, die Kälte zu vergessen, die über unseren Köpfen hinpfeift, den Schnee in feinen Rieselwehen auftreibt und uns die Gesichter rötet.

Ich muß an den römischen Kaiser denken, der wahrscheinlich hinten irgendwo in der langen Reihe sitzt, und vergnüge mich, mir sein künftiges Loos vorzustellen.

Sein dicker, massiver Schädel erinnert mich an diese überlieferten Bildnisse der alten Kaiser. Er könnte meinetwegen dem Vespasian ähnlich sehen. Weiß der Kuckuck, ob seine fixe Idee nicht zu einem winzigen Teil etwa, in irgend einer dunklen Verknüpfung, durch diese Ähnlichkeit bedingt ist! Lieber Gott, was ist in der weiten Welt nicht alles möglich? . . .

Aber jedenfalls: es ist so wohlthuend, jetzt an die warme, italienische Sonne zu denken!

Ja, jetzt geht es ihm erbärmlich genug. Im Schweiße seines Angesichtes muß er mit der Radehacke diese festgefrorenen Erdschollen lockern; ich vermute, das wird sogar noch die geringfügigste Unannehmlichkeit seines elenden Daseins ausmachen.

Aber dann: dann ist er ein stattlicher, wohlfrisierter, brauner Mann in einem prächtigen golddurchwirkten Gewand, der mit kaiserlichem Anstand schreitet, dessen Büsten und dessen Namen man göttliche Verehrung zollt, der Herrscher des Erdkreises.

Zum Beispiel sehe ich ihn in seiner Loge im Cirkus Maximus. Dieser Cirkus, in dem 385000 Menschen Platz finden, wie ich gelegentlich mal las. Generationen haben an diesem Riesenbau gearbeitet. In der Zeit der Könige ist er von dem älteren Tarquinius gegründet und wie die Res publica Romana ihre Macht über den Erdkreis breitete, so ist auch er gewachsen.

Im Schatten und Schutze kostbarer Teppiche, vom Duft wohlriechender Wasser umgeben, von ihrem köstlichen kühlenden Tau umsprüht, zwischen Statuen und Bildwerken, sitzt er und schaut hinab in die gewaltige Arena, wo zu seinen Ehren Seeschlachten geschlagen werden, wilde Tiere sich zerfleischen und riesige Gladiatoren auf Leben und Tod mit einander kämpfen im blitzenden Schmuck vergoldeter Rüstungen . . .

Da plötzlich lärmt ein Geschrei in meine Phantasieen. Ich fahre aus meiner Furche in die Höhe und sehe einen Menschen über das blitzende Schneefeld laufen; die Wärter hinter ihm her.

Noch nie in meinem Leben sah ich jemand so rennen! —

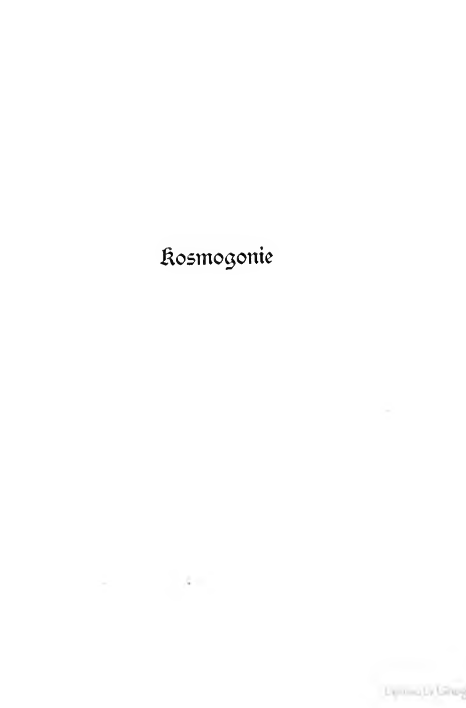
Sie holen ihn nicht ein. Unwillkürlich hab' ich so etwas wie Freude darüber.

Er ist über den Zaun. Der Zug, den wir schon seit einer Weile kommen sahen, nähert sich.

Jetzt sind auch die Wärter über den Zaun. — Zu spät! —

— — Ein paar Tage darauf verschied der römische Kaiser in dem Lazarett der Anstalt.

Vorderhand kommt vielleicht, wenn es ein besonders interessanter Fall gewesen sein sollte, sein Hirn in Spiritus, der Leib aber hinaus auf den kleinen Anstaltsfriedhof mit seinen kümmerlichen, dunklen Lebensbäumen und seinen armseligen Steinen und Kreuzen . . .



Kosmogonie

Es ist kurz nach Mittag. In dem großen Saal der Station ist es ausnahmsweise mal still.

Der Wärter ist in seiner Sofaecke eingeschlafen, und die Patienten halten in den Nebenräumen ihre Siesta.

Ich sitze in der Ecke, auf meinem Rohrstuhl, habe mir eine Cigarre angezündet und unterhalte mich, das Pätzoldchen zu beobachten, das allein im Saal zurückgeblieben ist.

Drüben hockt es in der Ofenecke in seinem Opiumdusel und stiert mit seinen großen, schwarzen Augen in den Schooß, wie ein indischer Nabelbeschauer.

Ein kleines, unendlich zusammengetrocknetes, schwarzköpfiges Kerlchen, das den ganzen Tag über auf dem gleichen Flecke klebt und keinen Laut von sich giebt.

Es ist ihm da ja wohl so eine Geschichte passiert. Er hat ein großes, schönes, strammes Weib, — weiß der Satan, weshalb er die beiden zusammengekoppelt! — so ein recht vollblütiges, lebendiges Frauenzimmer, in das er ganz närrisch verliebt ist, und das ihn da

mit so einem schmucken Gelbschnabel von Bauernburschen betrogen. Das hat er sich zu Herzen genommen und nun bemühen sich die täglichen drei Opiumdosen, ihm die betreffenden Grillen zu verscheuchen . . .

*

Der ganze große, mittagstille Saal ist hell von der jungen Frühlingssonne.

Und das giebt nun einen so sonderbaren Kontrast: dieses junge, warmgoldige Licht, mit all seinen Mahnungen an das Blühen, Singen, Leuchten, an den blauen Himmel, an all das festliche Lieben und Lachen da draußen, und diese dunkle, in sich gekauerte, regungslose Jammergestalt in ihrem verschmutzten, speisebefleckten Sträflings-Anzug, wenn man so sagen will; mit ihren zitternden, vertrockneten Gliedern, mit ihrem ganzen affreusen Anblick . . .

Ja, und doch hat dieser Anblick seine Würde. Er ist wie eine große, stolze und schweigende Verachtung . . .

Man hat wohl, wenn alle Umstände danach sind, Augenblicke, in denen man eine Person frei und losgelöst sieht von all diesen Attributen ihrer Alltäglichkeit, wie sie ihr Name, ihre täglichen Beschäftigungen und was alles dergleichen mehr bedeuten, in denen man nur ein unaussprechliches Ge-

fühl für den freien, tief geheimnisvollen Begriff des Individuums hat, für die ganze, unenthüllbare Mystik der Individualität.

Dieser kleine, dunkle Punkt im Hellen, Lichten! Diese stille Verachtung! Diese unscheinbare, unbewußte Anklage!

Dieser schmutzige, vertrocknete, kleine Titan da drüben, der eine ganze Welt zertrümmert mit sich selbst! . . .

Die alten Gnostiker mit ihrem Demiurgos!

Hier ist Er, in seiner ganzen Wirklichkeit! . . .

Der Weltzerstörer; der — Weltenbildner . . .

Die Freunde

Die bewußten beiden — Freunde . . . Aber es sind diesmal nur zwei Maurer.

Wie das so geht: die Marie hat nun mal den Anton lieber als den Franz. Sie ist eine stramme lebenslustige Dirne und er ist so recht ein — Mann. Kräftig und schlank, mit seinen frischen Backen, seinem blonden Schnurrbärtchen und seinem freien, klaren Gesicht. Er, der der Glücklichere ist! — Im Grunde eigentlich mehr geliebt als daß er liebt. Ohne daß er sich gerade besonders bemüht hat, ist sie ihm von dem anderen weg erst so halb und halb zugelaufen. — Der kleine schwarze Franz mit seinem gelben, immer etwas griesgrämigen Zigeunergesicht kann nicht gegen ihn ankommen. Seine schweigsamere, gewissermaßen feierlichere Leidenschaftlichkeit hat etwas Beängstigendes für sie, wenn sie ihr nicht gar geradezu langweilig ist.

Dagegen der Anton, der ihr so lustige Sachen in's Ohr zu flüstern weiß, so in einer Art, daß einem das Blut in die Backen steigt und es einem über den ganzen Leib rieselt; aber man hört es doch

so gern. Es ist wie ein Kuß, wie so ein herzhafter Mannesgriff, den so ein junges Mädel immer gern hat. Ein so fröhlicher, frischer Kerl! Er mag mit einem anfangen, was er will: man muß ihm von Herzen gut sein . . .

Der andere entsagt, aber wie sollte er mit seiner Leidenschaft fertig werden können?

Und schließlich also das betreffende Ende vom Liede. —

Auf dem Rohbau, wo sie in letzter Zeit gearbeitet, wird Richtefest gefeiert.

Es ist Abend. Im Hofraum, mitten zwischen allerlei Bauschutt und Gerümpel, ist aus Böcken und Brettern eine Art von Tafel zusammengestellt. In ihren hellen, von Backsteinstaub geröteten Arbeitskleidern sitzen die Maurer auf Cementfässern, Böcken und anderem Baugerät, das Sitzgelegenheit bietet, bei Tabak und Bier zusammen.

Ein Hof, himmelhoch und eng, wie der Innenraum einer riesigen Fabrikesse, von einem feuchten Dunst nach Kalk, Mörtel und Holzspähnen angefüllt.

Die dunklen Wände mit der Unzahl ihrer schwarzen gespenstigen Fenstervierecke sind noch roh und unbeworfen. In Parterrehöhe sind sie mit Tannenreisern und bunten Papierlaternen geschmückt. Diese Papierlaternen und zwei mächtige Baulaternen mitten auf der Tafel, deren Bretter von getrocknetem

Mörtel und von Backsteinstaub beschmutzt sind, zwischen einer Unordnung von Biergläsern, bringen in das Dunkel des Raumes ein karges Licht, das gerade die Tafel erhellt und einen irren Schein auf die kahlen Mauerflächen wirft.

Die Feststimmung will ihren Höhepunkt erreichen. Mit riesigen Schattenrissen, die wunderlich durcheinanderschwanken, spielt sich in der trüben Helle des Gemäuers eine Art grotesker Schattenkomödie ab, wie die Leute nach ihrer Art heftig durcheinandergestikulieren, schreien, lachen, singen und plaudern, daß die Wände schallen. In den Gläsern funkelt das gelbe Bier, Tabakswolken lagern und quirlen wie ein transparenter Nebel um rote Gesichter und umtrüben die gelbe Helle der beiden Laternen.

Die beiden Freunde, die wieder einmal mit einander auf gespanntem Fuße leben, sitzen von einander entfernt an den entgegengesetzten Enden der Tafel; Anton unbefangen seine Cigarre rauchend, lachend und in munterem Gespräch, der andere schweigsam und gekniffen, einen Seidel nach dem anderen leerend.

Eigentlich hat er schon lange gehen wollen, aber er bringt sich nicht fort, er ist wie in einem Bann. Und dann hat er angefangen zu trinken.

Er würgt sich mit einem so sonderbaren Gefühl, als zöge ihn der andere heimlich, daß er zu ihm hin-

müsse. Und auf dem tiefsten Grund dieses Gefühles ist eine dunkle, dumpf-drückende Spannung, die sich gleichsam zum Sprunge duckt, mit dem wilden Mißtrauen einer Tigerkatze; auf dem tiefsten Grund dieser Rührseligkeit, in die ihn der hastige Genuß des vielen Bieres versetzte und seine Einsamkeit.

Inzwischen wird die Fröhlichkeit um ihn her immer ausgelassener.

Sie wollen tanzen.

Er sieht, wie Anton, der seine Ziehharmonika mitgebracht hat, sich anschickt aufzuspielen.

Die Nachbarn erheben sich zum Tanze. Eine Leere entsteht um ihn her. Er schrickt zusammen in der seltsamen Empfindung, als hätten sie sich erhoben, um seine Nähe zu meiden.

Wütend schreit er nach Bier. Mit einem Zug trinkt er den Seidel leer.

Und mit einem Mal sagt er sich, daß er ein schlechter Kerl ist. Aber, zum Donnerwetter! — er haut mit der Faust auf den Tisch, — es paßt ihm nicht. — Mit stieren Augen, mit knirschenden Kinnladen, die geballte Faust vor sich hin auf den Tisch gepreßt, den Rücken geduckt, blickt er zu Anton hinüber und fixiert ihn. Der sitzt, seine Cigarre im Mundwinkel, auf einer Cementtonne, lacht und spielt auf.

Langsam erhebt sich Franz, ringt mit seinem letzten Entschluß. Aber er muß hin. —

Geradewegs schreitet er auf Anton zu. Er schwankt und seine Augen stieren. Mit seiner schweren Hand haut er ihm auf die Schulter.

„Du!"

Anton fährt zusammen. Er hat sich erschrocken.

Nanu?! Zum Donnerwetter! was ihm denn einfällt?!

„Um so ein Mensch!!"

Seine Brust arbeitet. Seine Stimme ist ein durch knirschende Zähne gepreßtes Heulen. Seine Blicke bohren sich in die Augen des Anderen: mit einem Ausdruck, der Haß ist; ganz, ganz unbewußter nackter, nacktester Haß nur.

Es verlohne sich doch nicht. Und — er sähe ein, daß er dies und das sei! Und hier! — hier!! — Bruderherz!!

Er heult, reckt ihm die Hand hin.

Er soll einschlagen. Er ist sein Freund, sein Bruder. Es soll alles wieder wie sonst sein und ein für allemal. — Er verflucht, verschwört sich, beteuert.

Anton starrt ihn an.

„Ach, Gottsstrambach!"

Endlich hat er verstanden und lacht aus vollem Halse.

Jajaja! — Es ist ja schon gut! — Er weiß ja schon: Franz hat wieder mal seinen Raptus

gehabt. Aber er soll ihn jetzt lassen. Er sieht ja doch, daß er spielen muß.

Aber Franz läßt nicht ab.

Ach Donnerwetter! Er ist besoffen! — Er soll ihm dies und das!

Der Tanz fängt an zu stocken. Es wird gerufen, warum nicht weitergespielt wird. Einige sind aufmerksam geworden.

Anton schickt sich an weiterzuspielen.

Aber Franz hat ihm beim Arm gepackt.

„Du!“

Anton zieht die Brauen zusammen, weiß nicht ob er lachen oder böse werden soll.

„Du!“

Anton schmerzt der Arm unter dem harten Griff. Er wird zornig. Die Geschichte fängt an ihm dumm zu werden. Er reißt sich los. Von dem kräftigen Ruck taumelt der Andere beiseite.

Er ist besoffen. Er soll ihn nun endlich zufrieden lassen. Er sagt's ihm zum letzten Mal!

Wieder will er weiterspielen.

Aber schon ist Franz wieder bei ihm.

Eine Stille ist eingetreten. Die Tanzenden sind aufmerksam geworden, im Kreis stehen sie um die beiden herum. Anton lacht und erklärt. Sie fangen an auf Franz einzureden, suchen ihn zu beruhigen und beiseit zu führen.

Aber der steht mit keuchender Brust und geballten Fäusten, mit unterlaufenen Augen den Anderen anstierend.

— — — Viele dunkle, seltsam lachende Augen im Kreise, und alles ist ein einziger Wirbel und die dumpfe Last einer drückenden Schmach; und das Geduckte, Gespannte, Dunkellauernde im tiefsten Grund reckt sich und wird frei und alles wird ein einziger blutroter Dunst, und — das Erwachen! ...

Mit schlotternden Knieen taumelt er zurück, von einem Dutzend kräftiger Fäuste gepackt.

Menschen, die über etwas Dunkles gebeugt sind, das am Boden liegt, in seinem Blute.

Ein weißes Gesicht mit starren Augen.

Er hat ihn erstochen . . .

Leben

„Genialische, edle, divinatorische, wunderthätige, kluge und dumme u. s. w. Pflanzen, Tiere, Steine, Elemente u. s. w. — Unendliche Individualität dieser Wesen — ihr musikalischer und Individualsinn — ihr Charakter — ihre Neigungen u. s. w. Es sind vergangene geschichtliche Wesen.“

Er blätterte in den Aphorismen des Novalis.

Im Rollstuhl hatte er sich hinausfahren lassen auf die Veranda, den milden Frühlingstag und die Düfte zu genießen, die vom Garten herüberwehten.

Nun war er wieder bei der Mutter, und die beste Frucht eines heißen und wirren Strebens nach innerer Selbstgestaltung war, daß er schließlich bei ihr in Ruhe und Resignation sterben durfte.

Lächeln mußte er, als er im Frieden dieses stillen Frühlingstages dachte, daß er, was er auch immer für Vorstellungen von Selbstvollendung gehabt, in einem gewissen Sinne — vielleicht im besten — ein Fertiger und Vollendeter sei. Denn, was ihn mit all seinen Schiffbrüchen versöhnen durfte, war, daß er nun doch als ein Bejahender vom Leben Ab-

schied nehmen konnte. Wenn auch in einem anderen Sinne, als er's erstrebt, war er nun doch Herr seines Lebens geworden und trug seinen Siegerpreis davon. Und das war die Hauptsache. — Gewiß, er war so fertig wie möglich: aber was ist alles Lebens Sinn und Ziel, was seine innerste Tragik, Sehnsucht und ewig treibende Lust, als mit sich fertig zu werden? . . .

Und wieder wandte er seine Blicke auf die merkwürdige Stelle, die er eben gelesen und gab sich der Wonne des wundersamen Weitblickes hin, den sie gewährte.

Wie ein musikalisches Thema war sie zu einer großen monistischen Symphonie, das sich in ihm unendlich zu differenzieren und auszuspinnen begann. Wie ein Schaukeln war es auf sonnig plätschernden Meerfluten, blaue Unendlichkeiten über einen gespannt, ein fröhliches sieghaftes Schaukeln über grausigen Abgründen; ein wonnig starkes Spiel mit dem uralten Chaos der untersten Seelengründe, die purpurn verdämmern in das Getriebe der mütterlichen Elemente. Der menschliche Geist, der sich die Welt erobert hat und zu der Empfindung seiner All-Einheit vorgedrungen ist . . .

*

„Le ciel est, par-dessus le toit,
Si bleu, si calme!
Un arbre, par-dessus le toit,
Berce sa palme!"

Das schöne Gedicht Verlaines fiel ihm ein.

Neben ihm, auf einem lichtgelben japanischen Rohrtischchen, stand eine prächtige, rote Hyacinthe. Ihr süßer Duft schmeichelte ihn in einen köstlichen Rausch. Er verlor sich in den Anblick dieser fein geschweiften Blütenglöckchen und ihrer zarten Färbung. Und dieses veilchenblaue Räuchlein, das sich drüben vom Schornstein in den klaren Himmel hineinkräuselte. Das Blütengewölk der Gärten; das Singen der Vögel in der leuchtenden, duftenden Stille . . .

Über die Brüstung der Veranda gebeugt, die Arme mitten zwischen einer Fülle blauer japanischer Hopfenblüten, träumte er in einer wonnigen Betäubung vor sich hin.

Leid- und lustfrei, wunschlos erlöst in die notwendige Gelassenheit alles Geschehens hinüberzugehen und in seinen Kreislauf sich aufzulösen, das war ihm nun bestimmt.

Leben, Leben, nichts als Leben! Alles ist Leben!

In den unaussprechlichen Frieden dieser Stimmung aber brach plötzlich hart und brutal der Schall der eisernen Gitterthür, die von einer kräftigen Hand zugeschlagen wurde.

Verdrießlich zuckte er in die Höhe.

Hinter den Fliederbüschen hervor, die ihm den Anblick der Gartenthür verbargen, tauchte ein Paar, das sich auf dem gelben Kiesweg der Veranda näherte.

Ein stattlicher junger Herr, selbstbewußt und bescheiden, dem man sogleich den „famosen Kerl“ ansah; und an seiner Seite eine goldblonde Walküre mit großen blauen Blitzeaugen und so recht roten und gesunden Wangen . . .

Aber: das war ja doch die — Grete? Nachbars wilde Grete, mit der er als Junge so gern gespielt und die er dann später hatte heiraten wollen? Und allem Anschein nach mit ihrem Bräutigam?

Die Überraschung traf ihn so, daß er Herzklopfen bekam.

Aber es waren nicht bloß die müden Nerven: es war noch etwas anderes; es war wie ein seltsames, seelisches Erschrecken und wie ein unmittelbares starkes Wohlgefallen. Dieser „coup de foudre“, der einen ja wohl trifft, wenn man sich — verliebt?

Inzwischen hatte sie ihn zwischen den dichten Hopfenranken bemerkt, und er sah, wie sie unwillkürlich stehen blieb und ihn anstarrte, während der stattliche Herr höflich und respektvoll seinen Cylinder zog.

Ah, wohl auch ein „coup de foudre“? —

Er kniff die Augen zusammen und sah sie an, halb belustigt über ihre sichtbare Betroffenheit, halb verdrießlich und erschreckt. . . .

O, o, erschreckt! —

Jaja, wirklich erschreckt. —

Unwillkürlich ging es ihm durch den Kopf: mein Gott, so krank sah er aus? Aber jetzt hatte sich der Bann schon gelöst, und die beiden betraten die Veranda.

Indessen, so betroffen war sie und sichtlich dermaßen von einem unwillkürlichen Mitleid überwältigt, daß sie ihn kaum anzureden vermochte.

„Man traut gegenseitig seinen Augen nicht? Wie?" lächelte er.

Ein klein bißchen ungeduldig hatte er ihr die Hand gegeben, eine feine, weiße, magre Hand. Sie war errötet bis in die Haarspitzen. Er vermied es aber, ihr in die Augen zu sehen und musterte ihren Begleiter.

Gewiß, es sollte wohl eine Verlobungsvisite sein.

Und, o Novalis!, deutlich hörte er in sich die letzte Strophe des Verlaineschen Gedichtes.

„— Qu'as-tu fait, ô toi que voilà
Pleurant sans cesse,
Dis, qu'as-tu fait, que voilà
De ta jeunesse?"

Und er fühlte einen ungeschminkten, herzhaften Neid. —

O Leben, Leben, Leben! . . .

O ja! — „Reif sein ist alles!" — — —

Und er mußte lächeln . . .

Friede Bornkessel

Die gnädige Frau war in die Sommervilla eingezogen.

Eine dunkelrote Nelke im Mund, lag sie in einem ausgeschnittenen gelben Sommerkleid mit großen Bauschärmeln und vielen Schleifen im offnen Fenster und sah in den Garten hinaus.

Sie stützte den Ellbogen auf das blaue Seidenkissen und betrachtete, die Brauen gegeneinandergezogen, ihr Händchen; dann hing sie ihren weißen Arm in das grüne kühle Blattgewirr des wilden Weines hinein, die Nelke zierlich zwischen den Fingern herumwirbelnd und trällerte vor sich hin.

Nun gähnte sie in vier kurzen, allerliebsten, silberhellen Tönen von oben nach unten, jedesmal mit den Fingerchen ganz leicht und schnell auf ihren kleinen Mund tupfend, bis sie sich, den weißen Busen dicht auf dem blauen Kissen, daß ihr die lichtbraunen Haarwellen lang herniederhingen, herabbeugte und mit dem Händchen leise auf dem Fensterbrett trommelnd mit schläfrigen Lidern und einem allerliebsten Schmollschnäuzchen in das Rosenbeet unten vorm Fenster

herniederträumte, das sie mit seinen schweren süßen Düften und seinen brennenden Farben betäubte.

Die gnädige Frau hatte Langeweile.

Aber, es war eigentlich ganz hübsch, solche sommerliche Langeweile zu haben.

Da knirschten in der schönen Sonnenstille ferne Schritte.

Die gnädige Frau hob das Köpfchen und guckte mit gekniffenen Augen nach der Gegend hin, aus der die Schritte kamen.

Das rote Schnäuzchen stand ihr vor Neugier offen, daß die blanken übermütigen Zähne hervorblitzten.

Aus der Tiefe des Gartens herauf kamen die Schritte näher; kräftige, etwas schwerfällige Schritte.

Zu sehen war noch nichts. Es war noch hinter den großen Hollunderbüschen.

Die gnädige Frau wartete.

Aber jetzt bog es um die Ecke.

Ah! —

Die Gnädige machte ein interessiertes Gesicht und hob mit einem sehr amüsierten Lächeln die rote Nelke zu ihrem Stuppsnäschen hinauf.

Um die Büsche herum war ein hochgewachsener junger Mensch in den Hauptweg eingebogen, der zum Hause heraufführte.

Er hatte eine graue Jägerjoppe an mit grünen Aufschlägen und dicken Hornknöpfen und auf seinem

buschigen lichtblonden Haar balancierte ein graues weiches Filzhütchen mit einer dunkelgrünen Schnur und zwei kurzen Troddeln. Über die grauen Hosen, die eng an seine kräftigen Schenkel anschlossen, trug er lange schwere Schaftstiefeln. Beide Arme voll Blumenstöcke, kam er langsam und vorsichtig den Weg herauf, seinen breiten Rücken nach vorn gebeugt.

Aber als er ein paar Schritte von der Hollunderecke ab war, hob er seinen braunverbrannten Kopf mit den hellblauen Augen und dem weißblonden Schnurrbärtchen und gewahrte die gnädige Frau.

Sein Gesicht färbte sich plötzlich noch dunkler und er stolperte. Einen Augenblick blickte er unsicher nach rechts und nach links wie nach seinen Blumenstöcken, dann kam er mit zögernden Schritten, die Augen vor lauter Befangenheit unverwandt auf die gnädige Frau gerichtet, näher.

Die Gnädige hatte ihn zuerst sehr belustigt betrachtet; aber dann, als sie seine Verlegenheit wahrnahm, senkte sie das Gesicht, die Nelke im Mundwinkel, zu den Rosen nieder, mit einem sehr vergnügten Lächeln verstohlen beobachtend, wie er den Weg herauf kam.

Es war Friede*) Bornkessel, der Gärtnerbursche, ein junger Mensch von zweiundzwanzig Jahren, den

*) Provinzielle Abkürzung für Gottfried.

der alte Gärtner neuerdings zur Aushilfe angenommen.

Friedes Schritte wurden, je mehr er sich der Gnädigen näherte, immer unsicherer; es nahm sich aus, als wolle er jeden Augenblick die Blumentöpfe hinschmeißen und Reißaus nehmen.

Jetzt war er, um mit seinen Blumen zu den Gewächshäusern hinüberzugelangen, in die Nähe des Fensters gekommen.

Er blickte zu ihr hinauf. Es machte sich wie so ein großer, treuherziger Newfoundländer.

Vor Vergnügen kniff die Gnädige die Augen zusammen und raffte mit ihren blanken Zähnen die Unterlippe ein.

Stolpernd nickte Friede zu ihr herauf und stotterte mit seiner erstickten Baßstimme so etwas, was wohl „guten Tag!" heißen sollte.

Was für ein hübscher Kerl er war! —

Aber Gottchen! Die Augen!

Langsam nickte die gnädige Frau, ihn fest und lächelnd anblickend, leise die Nelke unter der Nase herumdrehend, zu ihm hernieder. Sehr gnädig! —

Friede sah schnell zur Seite. Er war blutrot geworden.

Die Gnädige schaute ihm noch eine Weile nach, wie er mit seinem breiten geduckten Rücken, so schleunig als er's in seinen schweren Langstiefeln vermochte,

zu den Gewächshäusern hinüberstolperte, dann raffte sie sich zurück, huschte mit zierlichen Trippelschritten in das Zimmer hinein, daß ihr die Armschleifen flatterten und lachte aus voller Kehle.

Gottchen, die Augen! — Die Augen! — Hahaha! . . .

*

Die gnädige Frau, die vorderhand — der gnädige Herr konnte erst in vier Wochen nachkommen, um sie zu einer Sommerreise in's Gebirge abzuholen — allein war, langweilte sich nun nicht mehr.

Es war eines Nachmittags.

Sie stand in dem kühlen Dämmer des Zimmers mit ihren großen Bauschärmeln und all ihren Schleifen, die weißen Arme lang mit gefalteten Händchen den Rücken herniederhängen lassend, die runden Kniee leicht gebogen gegen den Sammet des Sofas gedrückt, und reckte ihren runden schimmernden Hals zu dem großen Ölbild hinauf, das mit seinem Goldrahmen durch die blaue Dämmerung des Zimmers blinkte.

Ihre nach außen gefalteten Fingerspitzen krümmten sich leise in einem Nachdenken, das ihre Lippen spöttisch kräuselte und ihre munteren Augen starr machte, sie auch vielleicht ein wenig müd und fad, vielleicht auch ein ganz klein wenig verächtlich und böse blicken ließ.

Sie und der Herr Gemahl! —

Wie unglaublich dumm er aussah mit seinem dicken, roten, glattrasierten Gesicht und seiner Glatze! Stirn hatte er überhaupt keine! Und dann diese drei Kinnwampen! —

Ihre Lippen kniffen sich fest zusammen und ein schneller Schatten huschte über ihr Gesicht.

Aber dann drehte sie sich, plötzlich auflachend, mit einer kurzen Wendung auf dem Absatz von dem Bild hinweg herum.

Sie that ein paar träge Schritte durch das Zimmer, gähnte, nahm hier etwas in die Hand, betrachtete es, stellte es wieder an seinen Ort, und dort.

Friede Bornkessel! — Hahaha! —

Dieser goldene Friede! —

Und wie allerliebst blöde er war! So unmenschlich blöde! —

Gottchen, nein! Zum Erbarmen! — Der arme Schlucker! Hihihi! —

Sie trippelte zum Spiegel hinüber und zupfte an den modernen braunen Haarwellen, die vom Mittelscheitel nach beiden Seiten an ihren bleichen Schläfen, pikant die Ohren verhüllend, und an den Backen herniederhingen, in ihren Augen ein verhalten übermütiges Blitzen, so einen tiefen lockenden Evablick..

Gott, sah sie jetzt gefährlich aus!

Vampyr! — Entschieden Vampyr! — Ganz Vampyr! . . .

Sie lachte. Und fühlte, wie es wohl dem guten Friede durch alle Glieder zittern müßte, wenn sie ihn so ansah! — Hahahaha! —

Mein Gott, ja! er war ja schon ganz wirr und verrückt und aus dem Konzept.

Denn es traf sich neuerdings sehr oft, daß sie, wenn sie im Garten promenierte, zusammen kamen.

Aber dieser dumme Kerl auch! — Es war ja doch schon wirklich rein zum nervös werden! — Dieser Klotz! — Nicht 'n bissel Courage! —

Da stotterte er etwas, zerbrach einen Blumentopf, trat vor lauter Befangenheit in die Harke, bis er mit hochrotem Gesicht Hals über Kopf davonlief.

Hahaha! —

Und dabei ein paar so treuherzige hellblaue Augen im Kopfe zu haben! Und so ein hübsches Schnurrbärtchen! Und dann dieser gesunde, frische Hauch, pikant so ein bißchen mit Knasterduft versetzt von der Halbpfeife in der Joppentasche! . . .

Hach! — Der dumme, dumme Kerl! . . .

*

Ganz in den Hintergründen des Gartens befand sich, dicht von dunkelgrünen Fliederbüschen umgeben, ein gelbgestrichener kleiner Gartenschuppen mit einem braunen, grünbemoosten Ziegeldach.

Der Flieder blühte mit unzähligen breiten, weißen

Dolden und erfüllte die ganze Umgebung mit seinen süßen starken Düften.

Die Thür stand auf, daß ein letzter purpurner Lichtschein der Abendsonne, die drüben über den Apfelbäumen des Grasgartens in roten Gluten versank, in den kleinen viereckigen Raum drang.

Er war voller Gärtnereiwerkzeuge, die an den weißgetünchten Wänden hingen oder lehnten, Spaten, Hacken, Rechen, Schaufeln, Gießkannen und was alles.

In der Mitte stand ein grün gestrichener Gartentisch mit eisernen Füßen, auf dem rote Blumentöpfe aufgestapelt waren, und etwas davon ab, an der Wand, eine recht schöne, bequeme Gartenbank mit geschweifter Lehne.

Auf dieser saß Friede, beschäftigt, einen neuen Stiel in die Öse einer Schaufel zu zwängen.

Er hatte seine Kurzpfeife im Mund, auf deren weißem Kopf ein junges, blitzsauberes Mädel mit schwarzen Polkalocken und knallroten Backen, mit einem himmelblauen Bauschröckchen angethan, zierlich aus einer Gießkanne irgendwelche Phantasieblumen begoß.

Friede machte ein nachdenkliches Gesicht, ein winziges, sorgenvolles Fältchen zwischen seinen blauen Augen.

Er rauchte in kurzen Zügen, daß sich ein allerliebstes, klar veilchenfarbenes Wölkchen in den roten

Lichtschein hineinzog und gegen das Bild im offenen Thürrahmen hin, in die Ecke mit dem dunkelgrünen Fliederbuschwerk, zwischen dem nur ein Stückchen rotglühender Abendhimmel in diesen stillen Winkel hereinsah.

Plötzlich aber ließ Friede die Hände sinken und lauschte mit seinem feinen Gehör.

Kleine, zierliche Schritte knirschten draußen auf dem Kies.

Friede nahm die Pfeife aus den Zähnen, sperrte den Mund auf und machte ein dummes Gesicht. Er wurde puterrot, und seine Augen fingen gleichsam an zu suchen.

Ganz steif, wie gebannt, saß er da und horchte.

Die Schritte kamen näher.

Friede begann zu zittern, wollte fortrennen, aber nicht die leiseste Bewegung brachte er zu stande.

Seine Blicke waren schief in scheuer Erwartung auf das hellgelbe Kiesdreieck draußen vor der Thür niedergerichtet.

Jetzt — schob sich ein feiner blauer Schatten drüberhin. Der Kies knirschte. Und nun trat mit langsamen Promenierschritt eine licht gekleidete, zierliche Gestalt in den Thürrahmen.

Friede Bornkessel saß da wie ein von einer Schlange hypnotisiertes Vögelchen und starrte die gnädige Frau an.

Vorn im Ausschnitt ihrer hellen Sommerblouse glühte eine tiefdunkelrote Rose auf der blendenden Haut ihrer Brust. Leise bewegte sie sich von ihren Atemzügen, ganz leise . . .

Friede wurde es dunkel vor den Augen.

„Na Friede?"

Leise, auf ihren gelben Chikschuhen, war die Gnädige einen Schritt näher getreten.

Sie lächelte und ihre Augen hatten einen Ausdruck, ungefähr wie ein Weib, das ein Kind liebkost und es vor Zärtlichkeit auffressen möchte.

So fleißig wär' Friede noch?

Friede wollte etwas sagen, aber er grinste bloß und nickte, und seine Augen gingen zum Erbarmen an ihr hin, über den duftigen hellen Stoff ihres Kleides, über ihre runden Hüften, hinab zu dem feinen Knöchel ihres Fußes und den Chikschuhen.

Er solle doch sehen lassen, was das werden solle, da.

Sie war noch einen Schritt näher gekommen. So dicht stand sie jetzt vor ihm, daß Friede den Duft der Rose spürte und dies feine Parfüm, das von ihrer Bluse ausging.

Friede sagte kein Wort, nur sein breiter Brustkasten fing an zu arbeiten und mit seinem braunen Handrücken strich er über die Stirn und fing an, leise auf seiner Bank hin- und her zu rücken.

In diesem Augenblicke ließ sich die Gnädige plötzlich schnell mit einem seltsamen halblauten Lachen neben ihm nieder, so dicht, daß der feine duftig-warme Stoff ihres Kleides lind und weich seine Hand streifte, die sich an die Bank gekrampft hatte, und sah ihm gerade ins Gesicht.

Im nächsten Moment hatte Friede seine Arme um sie geschlungen.

Die Gnädige hatte ihr Gesicht, die Augen halb geschlossen, zurückgebogen und rührte sich nicht, während Friede sie wie wahnsinnig küßte.

Sie lächelte nur. Ganz leise . . .

*

Es war vier Wochen später an einem Sonntag Abend.

Friede Bornkessel kam im Sonntagsstaat, ein hellgrünes Filzhütchen mit einem Gemsbart flott auf der Seite, eine Rosenknospe im Knopfloch und eine extrafeine Sonntagscigarre — er rauchte seit einiger Zeit von den besten — im Mund, stolz wie ein Herr aus dem Gasthaus zurück.

Er sah gar nicht mehr schüchtern aus. Sein breiter krummer Rücken war ein gut Teil gerader geworden, und seine Blicke gingen mit freiem Selbstbewußtsein umher; und dazu entwickelte er so eine

Art, die Cigarre zwischen Zeige- und Mittelfinger zu balancieren, und den Rauch gerade vor sich hin in die Luft zu stoßen, die's in sich hatte . . .

Jaja! —

Eine Walzermelodie vor sich hinsummend, wollte er eben durch den Garten auf das Gärtnerhäuschen zuschreiten, als er mit einem Mal Stimmen hörte und ein helles Lachen, das er sehr gut kannte.

Er blieb stehen und lugte zwischen dem Busch durch, was es gäbe.

Drüben auf der Veranda lag ein fetter Herr in einem gelben Sommeranzug in einem gelben Rohrschaukelstuhl und rauchte eine Cigarre.

Auf dem Hauptwege aber promenierte die Gnädige mit einem eleganten Stadtherrn.

Der Herr ging dicht an ihrer Seite und sprach, seinen glattfrisierten Kopf zu ihr hingebogen, zu ihr nieder.

Es mußte etwas sehr Angenehmes sein, denn die Gnädige hatte ein ganz rotes Gesicht, das sie auf die Rose gesenkt hielt, die sie in ihrer Hand herumdrehte.

Jetzt aber sah sie mit einem Blick zu dem Herrn empor, den Friede Bornkessel neuerdings nur zu gut verstand.

Friede wurde blaß wie der Kalk an der Wand, und die Cigarre fiel ihm aus der Hand, die ihm

mit einem Mal schlaff geworden. Und dann wurde er feuerrot. Er machte eine Bewegung, als wenn er sich hinter seinem Busch vor auf die beiden losstürzen wollte, aber dann bezwang er sich und schlich sich mit krummem Rücken auf Seitenwegen in das Gartenhaus . . .

*

Es war ein paar Tage später an einem Vormittag.

Friede war im Gewächshaus, wo es zu thun gab.

Bei ihm stand die Gnädige, die eben eine Morgenpromenade durch den Garten gemacht, bei dieser Gelegenheit gemerkt hatte, daß Friede im Gewächshaus arbeitete und näher getreten war.

Sie solle das nie wieder thun! Nie wieder! — Oder bei Gott im Himmel! es gäbe ein Unglück! Er könne und könne es nicht ertragen, daß sie mit so einem geschniegelten Affen schön thäte.

Friede Bornkessel hielt mit seiner breiten harten Arbeitshand das Handgelenk der Gnädigen umspannt und preßte es.

Er war puterrot, auf seiner Stirn pulste eine dicke Zornader, und er preßte seine Baßstimme mit harten Worten, die bald gleichsam haken blieben, bald zornig hinpolterten, durch die zusammengedrückten Zähne.

„Aber Friede, Friede! Um Gotteswillen . . .“

Die Gnädige war auf das tiefste betroffen.

„Aber so laß mich doch erst mal los, Friede! — Höre doch!“

Sie war ganz bleich und ihre Augen schimmerten feucht, so hatte sie sich erschrocken.

Friede ließ los.

Aber wie er denn so was überhaupt nur denken könnte, mein Gott! — Und pfui! — wie er nur so — grob sein könnte!

Die Gnädige hatte ihre beiden Händchen vor das Gesicht gedeckt.

Friede fing an, weich zu werden.

Ach nein, mein Gott! war das lustig! — So ein Amüsement! — Der gute Friede war eifersüchtig!

Sie wurde — geliebt! — Friede Bornkessel — liebte sie! —

Erhaben schauerliches Gefühl! —

So angenehm nach — Mordgeschichte geradezu! Wie romantisch!

Sie gab hinter ihren Händen einige wunderliche, unbestimmte Laute von sich; ihr Körper schütterte; es war als ob sie leise vor sich hinschluchzte.

Dem guten Friede kamen die Thränen in die Augen. Er war völlig zerknirscht.

Und wirklich: wie die Gnädige jetzt die Hände sinken ließ, hatte sie feuchte Augen.

Nein — ah großer Gott! — so ein Spaß! — Noch nie in ihrem Leben hatte die Gnädige so gelacht.

Friede legte reumütig den Arm um ihre Taille und zog sie an sich.

Mit sonderbaren Augen blickte die Gnädige beiseite . . .

*

Am nächsten Tage sah Friede, der bei den Gewächshäusern stand, wie die Hausequipage mit den beiden Isabellen vor der Thür hielt.

Es dauerte nicht lange, so kamen die Gnädige und die beiden Herren, um einzusteigen.

Die Gnädige war in einem chamoisgelben Staubmäntelchen, das ihr bis auf die Chikschuhe herniederreichte, ein chamoisgelbes Kapotthütchen mit einer violetten Blume auf den nußbraunen Haarwellen und einen Krimstecher an schwarzglänzendem Lederriemen quer über die Brust.

Neben ihr schritt der elegante Herr, der mit ihr plauderte.

Sie lachte vergnügt und sah ihm in's Gesicht.

Hinter ihnen kam der gnädige Herr daher gepustet in seinem gelben Sommeranzug und mit seinem blauroten Weingesicht.

Friede starrte wie vom Schlag getroffen.

Jetzt saßen sie im Wagen und nun — fuhren sie auf und davon . . .

Mechanisch hatte Friede den Hut gezogen. Aber die Gnädige hatte ihn gar nicht bemerkt. Nur der gnädige Herr hatte ihm mit seinem fetten, verdrießlichen Mopsgesicht zugenickt.

Als Friede zu sich gekommen war, rannte er hinter in das Gartenhäuschen, fiel auf die Bank und weinte wie ein kleiner Junge . . .

Die Schnapsbrüder

Die Stadtpromenade wimmelt.

Der Frühlingssonnenschein hat alles in's Freie gelockt, was es sich leisten kann, um diese Zeit des Tages spazieren zu gehen.

In den junggrünen Büschen schlagen die Nachtigallen, auf den Wiesenbreiten lachen und leuchten die grellroten Tulpenbeete, und es giebt die prächtigsten Damen- und Herrentoiletten. Durch die breite Lindenallee rauschen und rollen die Fahrzeuge, und auf den Reitwegen kann man die elegantesten Reitstudien machen.

Man setzt sich auf eine Bank, atmet die linde Luft, fühlt die warme Sonne, hört die Vögel, sieht die Menschen und all die lustigen Farben und hat so zwischendurch seine Betrachtungen.

Auf der Bank nebenbei sitzen zweie, die auch feiern.

Augenscheinlich sind sie bei bestem Humor; bei besserem, scheint's, als alle die vielen elegant-würdevollen und etwas steifen Promenadengestalten, die sich an mir vorüberbewegen.

Sicher aber gehören sie nicht zu denen, die es sich leisten können, zu dieser Tageszeit hier ihre Lust zu suchen; denn allem Anschein nach sind es zwei beschäftigungslose Arbeiter.

Da sie ganz in meiner Nähe sitzen und so laut und fröhlich scheinen, macht es mir Kurzweil, sie zu beobachten.

*

Wie meine Sinne von der Fülle fröhlichster Eindrücke umsponnen sind, und wie ich im Behagen dieser Lenzstimmung die Rauchkringel meiner Cigarette vor mir hinhauche, erwecken mir die beiden zunächst lediglich ein ästhetisches Interesse.

Ihre zerdrückten Mützen, ihre verschossene und geflickte Kleidung mit ihren Übergangs- und Mittelfarben, die von den hellen, schwankenden Flecken der Sonnenlichter belebt sind: das wirkt alles so pittoresk und fügt sich zu seinem Teil in das allgemeine Scherzo der großen Licht-, Ton- und Farbensymphonie rings; auch ihre Munterkeit, so primitiv sie ist, bringt keine Disharmonie in all die lachende Lenzlust.

Aber nun kommt ein nicht uninteressanter Augenblick.

Der Kleine, Verwachsene mit dem schwarzen Stoppelbart und dem gelben Faltengesicht hat mit seiner dürrknochigen Hand in die Seitentasche seines

Jaketts gegriffen und das „Fläschchen" hervorgezogen. Er schüttelt es, und während er dem Anderen ein Scherzwort zuwirft, klaubt er mit seinen dicken Fingern langsam den Pfropfen aus dem Flaschenhals.

Und nun sein Gesicht!

Dies Schmunzeln nämlich, dieses Blitzen der Augen und diese unzähligen tiefen Falten alle! Es nimmt sich so merkwürdig aus. Man könnte nicht mit Sicherheit sagen: ist es ein Ausdruck von Grimm, von Verschmitztheit, Humor, ein sardonischer, ein Weinen, ein Lachen? So ein unbestimmter Ausdruck; wie der eines so recht runzlichen Greisengesichtes.

Jetzt hebt er die geöffnete Flasche vor die spitze Nase, streicht, den Rücken krumm gebogen, mit der schwieligen Handfläche über die Öffnung hin, und blinzelt dem anderen ein ‚Prost'! zu.

Nun biegt er den Arm in den rechten Winkel, setzt die Flasche an den stoppligen Mund, starrt mit weitgeöffneten Augen in die Luft; eine kurze, harte, ich möchte sagen inbrünstige Biegung des Kopfes nach hinten und — Gluck! Gluck! Gluck! — und wieder nach vorn; das betreffende Brrr! — wo das ganze Gesicht nach der Nase hin Falte wird, und in demselben Moment, den Kopf abgewandt, das kurze schnelle Hinüberreichen der Flasche.

Der andere Große, Kräftige mit dem Herkules-

buckel und dem roten massiven Gesicht nimmt die Flasche schweigend mit einem kurzen Nicken, und nun wiederholen sich die Manipulationen in der stereotypen Folge vom Überwischen der Flaschenmündung bis zum Brrr! —, bis die Flasche wieder in ihrer Jakettasche verschwunden.

*

Das Fläschchen ist leer geworden und einen Augenblick hat sich so etwas wie eine humoristische Melancholie über das gelbe, stopplige Faltengesicht geschattet. Der Große hat's entschieden zu gründlich genommen.

Aber wie er ihm mit einem sauer-verschmitzten Lächeln zublinzelt, fährt der mit seinem gewaltigen Daumen und Zeigefinger in die Westentasche, sucht eine Weile und hält dem Kameraden einen blanken Nickel vor die Augen, ein dickes, rundes Zwanzigpfennigstück. Der Kleine winkt getröstet-abwehrend mit der Hand.

Dieses Zwanzigpfennigstück erweckt in mir eine physiognomisch-psychologische, ich möchte sagen — Vision.

Norden. Mietskaserne. Hinterhaus. —

Ich sehe ein dürftiges Zimmerchen im vierten Stock.

Und ich sehe den Großen, Kräftigen, wie er auf dem Holzstuhl neben dem armseligen Fichtentisch hockt, und die Hände in den Hosentaschen vergraben, mit vorgebeugtem Kopf, mit stumpfem Blick und hängender Unterlippe zusieht, wie „Lene" am Plättbrett steht und mit dem heißen Plättstahl über all die feine Weißwäsche hinfährt, die sie für Herrschaften und Mietsherrn wäscht und plättet.

Sie hat's gut! Sie hat Arbeit! —

Seit Wochen auch schon mit für ihn. —

Aber auf die Dauer ist das langweilig, so dazuhocken und zuzugucken, oder den ganzen Tag über ohne einen Pfennig Geld in den Straßen umherzulungern.

Jedenfalls augenblicklich ist Lene „Großkooz".

Er hat Lust auf einen Kameraden und ein Glas Branntwein. Und er ringt damit, sie „anzujründen".

Aber es wird ihm nicht leicht. Er hat so eine Empfindung, daß er doch der „Mann" und „Ernährer" sein soll; und dabei arbeitet sie, und er bummelt den lieben Tag umher.

Seine Augen kneifen sich zusammen und es geht ihm so ein sonderbares Lächeln um die Mundwinkel.

Endlich steht er langsam auf und schlurrt auf sie zu.

Einen Augenblick steht er noch so neben ihr

und guckt stumpfsinnig zu, immer mit diesem Lächeln, und die breiten Hände tief in die Hosentaschen gebohrt; und die Stirnader ist ihm so sonderbar dick und er knirscht mit den Zähnen.

Vor Wut und Scham. —

Und plötzlich bekommt er Lust, ihr einen Schmerz zuzufügen. Mit aller Gewalt kneift er sie in die Hüfte.

Sie schreit auf, sieht ihm zornig-erschrocken in die Augen und fängt an zu schimpfen.

Er lächelt sie nur an; mit diesen vlämischen Mundwinkeln.

Sie schimpft weiter.

Eine Weile hört er ihr zu.

Als sie aber gar nicht aufhören will, wird sein Gesicht dunkelrot und seine Stirnader schwillt noch dicker an.

Aber er will ja Geld von ihr haben.

Er lacht, schlingt den Arm um ihre Schulter und fährt ihr schäkernd mit der Hand zwischen die Brüste, die aus der geöffneten Bluse hervorschimmern.

Es ist ja nur Spaß gewesen.

So! — Na, sie dankt für so'n Spaß! — Ach, er soll sie nur zufrieden lassen! —

Er grinst und seine Hand krabbelt ihre Brust.

Sie macht eine Wendung, als ob sie ihn wegschieben wolle, aber nur soso, und nun lächelte sie schon ein bißchen.

Ob sie ihm nicht ein Stück Geld geben wird?

Ach so! Aus der Luke guckt er? — Aber sie hat selber keins.

Aber gewiß! Selbstverständlich hat sie Geld.

Aber sie müssen's zusammenhalten! Die Kinder wollen essen und so weiter. —

Er zuckt zusammen; möchte sie schlagen. Aber wieder bezwingt er sich, nur daß er sein Ansuchen ungeduldiger wiederholt und die Furche zwischen seinen Augenbrauen sich noch tiefer gräbt.

Sie sieht ihn einen Augenblick an.

Unwillkürlich duckt sie vor seinem Blick ein bißchen den Kopf zur Seite.

Und nun krabbelt sie still in der Tasche und giebt ihm das Nickelstück.

Mit geducktem Buckel, vor sich hinpfeifend, schiebt er sich zur Thür hinaus.

Hinter ihm, zwischen dem leisen Klirren des Plättstahles, wird ein Seufzer laut . . .

Die Asphodeloswiese

Er blickte zum Fenster hinaus auf den alten engen Hof, der voller Geräte und Gerümpel stand, denn im Erdgeschoß wohnte ein Möbeltrödler.

Ein müder Sonnenschein lag in dem Raum und über den Gegenständen. Alles träumte in einem halbwachen, müden, schläfrigen Leben.

Und dies Leben hatte eine Stimme.

Es war diese leise verträumte Tonfolge über ihm, diese leisen blassen Zithertöne. Aus irgend einer Wohnung der oberen Stockwerke.

Nur einige wenige Töne. Müd, schläfrig, so sonderbar seelenlos. So geisterstimmenhaft.

Etwa sechs Töne.

Aber zwei davon waren immer wie Sonne. Immer wieder blinkten sie auf in einem leuchtenden Smaragdgrün; es erinnerte an Buchenlaub, durch das die Sonne spielt. Aber leise, verhalten, träumerisch. Wie ein blasser Traum von Freude und Leben.

Es wirkte so gespenstisch, und doch so anheimelnd; bannte so. — Und immer waren diese

zwei Töne der erreichbare Höhepunkt dieser absonderlichen Tonfolge.

Da sah er die Geister. — Aber wie man sie eben sieht.

Noch niemand sah sie mit leiblichen Augen. Es ist immer nur dieser eine innere Sinn, der sie wahrnimmt. Und er nannte es die Asphodeloswiese. Das schien ihm das rechte Wort.

Und er sah das Idyll ihres stillen Lebens.

Sie hatten seltsame, formlose Körper, die dennoch nicht ohne Form waren: eine wunderlich wechselnde, gleitende, entschlüpfende, formlose Gestalt. — Sie hatten Farbe und doch keine; eine wunderlich wechselnde, gleitende, entschlüpfende Farbe. Spinnwebengestalt, feinste, zarteste Grundierung von Farbe und dann mit einem Mal ein deutliches Leuchten: wenn man das sagen wollte, so war es noch viel zu plump und doch auch wieder zu fein.

Sie hießen Indra und Wotan, Hera und Aphrodite, Apollon und Achill, Parsival, Brunhild und wie alles.

Auch Pan sah er einen Augenblick und fühlte ein paar Nymphlein vom frischgeschnittenen Gras unten vorm Pferdestall zu den grellen Blumen hinüber auf dem Fensterbrett.

Jetzt waren sie in einer Farbe. Da war so ein rotgestrichener Wagen. Und jetzt in den Blumen eines Sofas. Und nun, husch! für den Bruchteil

einer Secunde in der Form einer Blume, in einem Eckchen Sonnenschein, in einem Schattenstreifen, in einem Laut, einem Geruch.

Homer erzählt von den Schatten. Einen Augenblick sah er diese fahle Dämmerwiese mit ihren seltsam graulila und violetten Tönen, über die sie hinschweben mit einem nebelhaften, staubigen Spinnwebengrau und wie Heimchen zirpen. Ja, das war's; ungefähr . . .

In den Bildsäulen und Gemälden, in den Theatern und Musikchören leben sie auch. Es ist auch ihre Gestalt. Aber dann haben sie schon Fleisch und Blut, und ihre Heimchenstimmen klingen und tönen und gewinnen Pathos. — In Volksaufläufen brausen sie durch Straßen und über Plätze, rollen, brüllen, rauschen im Verkehr, denn die Menschen und Lebewesen sind nichts als die zahllosen Atome ihrer ungeheuren Körper. — Sie rasen in Schlachten und Kämpfen, jauchzen und prunken in Festen. Und sie dehnen ihre Titanomachieen mit endlosen Körpern durch die Unermeßlichkeit des Äthers, Welten ballend und zerstörend . . .

Jetzt aber kreisten sie still um diese seltsamgehaltene müde blasse Weise, um diese sechs Zithertöne, und waren so still und gut und müde, und lächelten und träumten . . .

Lenz

1. Im Biergarten.

Nun kann man doch wieder im Freien sitzen. Es ist eine Lust! —

Der Himmel so klar und blau mit lichtweißen, flinken Frühlingswolken; und diese fröhliche, junge Sonne auf den frischgestrichenen Bänken, Tischen und Stühlen des Biergartens! Und diese jungen Bäume! Und all die Crocus, Aurikeln, Primeln, Tulpen und Hyazinthen auf den Beeten! Und der frischgestreute saubere Kies unter den Tischen! Dies Publikum bei seinem Bier, in seiner erneuten Frühlingsmunterkeit, mit seinen festtäglichen Cigarren und seinen bunten Kleidern! Dies lustige Klappen, Lachen, Rauschen und Schwirren und das Jauchzen der Kinder!

Neben dem Orchesterpodium, wo es nach Herzenslust brummt, fiedelt, quiekt und trompetet, die alte dicke Dame mit ihren Bierbretzeln, Neunaugen, Bratheringen, Rollmöpsen und saueren Gurken, und neben ihr der Mann mit dem Wurstkasten.

Das schönste aber ist doch dieses Liebespaar neben dem großen Fliederbusch! —

Ganz gewiß ist Er ein Fleischergesell. Man sieht es an seinem breiten Buckel, der ins festtägliche, karrierte Kammgarn gepreßt ist, an diesen breiten roten Händen und diesem massiven Gesicht unter dem steifen schwarzen Hütchen. Der Sonntagskragen schneidet ordentlich in den dicken Hals hinein. Und die giftgrüne Cravatte, mit ihren bordeauxroten Tüpfelchen und ihrer blitzenden Talmi-Öse! —

Aber dies gelassen-phlegmatische Gesicht in seiner ruhenden Kraft, mit seinen hellblauen Augensternen, so recht licht hellblau aus der braunroten gesunden Wetterfarbe heraus.

Und Sie! — Mit ihrem luftigen Frühlingskleid, mit dem Klatschrosenhut und der breiten Taille! . . .

Sie sitzen ganz still. Unter der Tischkante haben sie die Hände ineinander verschränkt und sehen sich nur immer in die Augen. Immer mit diesem ruhigen, nachdenklichen Phlegma. Nur für einen Moment trennen sich mal ihre Blicke, haften, immer mit dem nämlichen Ausdruck, an der Umgebung, um sich dann wieder einander zuzuwenden und ineinander zu ruhn.

Das sieht so dumm und wunderlich aus . . .

2. Der Starkasten.

In der Birke an der Gartenmauer haben wir einen Starkasten angebracht. An einer Stange ragt

er hoch oben mitten zwischen dem braunen Gipfelgewirr der jungen Reiser mit ihren Baumelkätzchen in den blauen Himmel hinein.

So ein richtiger langer Starkasten mit einem runden Loch und einem Stäbchen davor.

Nun hatten wir schon den ganzen Tag, während wir im Garten gruben, gelauert, ob er bezogen wird. Und — Triumph! gegen Mittag kamen sie in einem hurtigen Bogen am lichtblauen Himmel her über die Nachbargärten hinweg mit dem lauen Winde herangeschwirrt: Der Meister und die Meisterin.

Richtig! Sie stutzten! Setzten sich auf den Dachfirst und hielten einen Rat. Und dann, nach einer Weile, flatterte der Meister hinüber, schaukelte zwischen den Reisern, hielt Umschau, prüfte, und dann — schwupp! — näher, auf das Stäbchen und — schwupp! — mit aufwippendem Schweif in das dunkle Loch hinein — und nach einem Weilchen wieder heraus; auf den Zweig daneben. — Ein Lockruf. — Madame flattert hinzu. — Sie sitzen auf dem Zweig, diskutieren, und — schwupp! — nun auch sie in das Loch hinein — und wieder heraus.

Alles in Ordnung! — Eine neue Diskussion. Der Meister fliegt im weiten Bogen davon, verschwindet im fernen Blau. Die Meisterin noch einmal in das Loch hinein, wieder heraus und — schnurr! — hinter ihm her . . .

Aber nun kommen sie auch schon wieder; ein jedes einen langen Strohhalm hinter sich nachschleifend.

Wir haben unsern Mieter.

Heute Abend, wenn wir mit dem Umgraben fertig sind, werden wir auf der Bank neben der Hausthür sitzen und Freikonzert haben . . .

3. Hinterm Garten.

Es ist Abend und wir sitzen auf der Gartenmauer, wo die Apfelallee in das freie Gefilde hinausführt.

Draußen ist der rote Sonnenball unter den Rand der junggrünen Saatbreiten hinabgesunken. Die Stare und Drosseln singen noch in den Gärten in der wundersamen Kühle der Dämmerung, und aus dem Braun der Rabatten leuchten die hellen Frühlingsblumen.

In der Allee alle die Liebespaare!

Wie sie lachen, kichern und aufkreischen, oder mit verschlungenen Armen, langsamen Schrittes hin- und herpromenieren, die Burschen das Gesicht zu den gesenkten Mädchenköpfen geneigt und heimliche Worte niederflüsternd; oder wie sie stehen bleiben und mit Inbrunst sich küssen, oder, die Hände verschränkt, dicht vor einander stehen, Körper an Körper und sich in die Augen sehen, und wie sie sich am Ende der Allee zwischen den Feldern verlieren.

Drüben über dem Hausfirst erhebt sich der runde Mond wie ein silbernes Wölkchen. In den Liguster-büschen schluchzt eine Nachtigall . . .

4. Die wilden Gänse.

In der Nachtstille standen wir auf dem Balkon, über den Gärten.

Der ganze Himmel mit seinen Sternen schwamm im Silber des Mondes.

Die Hyacinthen dufteten von ihren Beeten herüber und die jungen Reiser, Knospen und Blättchen glimmten in einem silbrigen Glast.

Da sahen wir die feine Zickzacklinie, die sich hoch über uns durch die Klarheit der Höhen hinbewegte. Das waren die wilden Gänse, die gen Norden zogen. Aus den weiteinsamen gleißenden Mondhöhen drang ihr ferner Jubel zu uns hernieder.

Das war die Kunde vom Süden und von dem neuen, großen Leben.

Wie wundersam die Gärten erbrausten! . . .

5. Der Herr Registrator.

Nun hat auch der alte Herr Registrator seinen Überzieher abgelegt.

Jeden Morgen treff' ich ihn an derselben Stelle der Promenade unter der großen Tamariske.

Wie fröhlich und munter er an mir vorüber-

tappelt in seinem schwarzen Schooßrock, mit seinem spanischen Rohr, seiner schwarzen Halsbinde.

Das rote Gesicht mit seinem schlohweißen Haar unter dem glänzend schwarzen Cylinder! — Vor dem Tulpenbeet nimmt er ihn ab, bleibt stehen und sieht auf das große Rundteil mit seinen vielen grellroten Blumen, die sich so schön aus der lichten, grünen Wiesenfläche abheben.

Dann zieht er sein gelbseidenes Taschentuch, schneuzt sich, lächelt, spricht etwas vor sich hin, nickt und tappelt weiter . . .

Das Meer

1. Das Bad.

Es ist freilich nur das Meer der Sommerfrische, nicht das Herbst- und Winter- oder das Frühlings-Meer. Das heißt, man wohnt etwas abseits von dem Treiben des Modebades in einer kleinen bolusroten Fischerhütte, die in der Farbenglut eines Gärtchen auf der höchsten Höhe der Uferhügel liegt und sieht das Meer in der ewig heiteren Anmut einer Reihe von sonnigen Tagen.

Gern möchte man das finden, was man wohl seine Poesie heißen könnte. Man träumt vielleicht Stimmungen zu erleben, mit denen ein Heinrich Heine begnadet wurde; aber ich weiß nicht: es will einem nicht recht glücken. — Es mag sein, weil man der lieben Bequemlichkeit halber zu sehr in der Nähe des Ortes wohnt, der mit seinen Hotels und Villen, und der Buntheit seines internationalen Verkehrs sämtliche Tritonen und Meerweibchen unbarmherzig verscheucht.

Wie gern würde man einmal einen Böcklin erleben! Aber nun ist man genötigt, jeden Vor-

mittag zum Strand hinunterzugehen, um sein Bad zu nehmen. Na, und nun dieser Strand! — Diese Sommerfrischler-Physiognomien! — Unwillkürlich ist die liebe Einbildung mitten in all diesen pikanten modernen Romanen und Novellen, zu denen meistens ihrer drei gehören. — Kein Fleckchen weit und breit am ganzen Strand, wo nicht diese dummen Weidenkörbe ständen mit irgend so einer bunten Sommertoilette drin, die über irgend etwas Gedrucktes hinweg, blasiert auf diese stahlblaue Wasserwand hinaussieht. Mitunter kann einem das so öde werden, als wäre man verurteilt, Tag für Tag denselben Kinematographen zu betrachten . . .

2. Die Hütte.

Gottseidank leb' ich immer wieder auf, wenn ich mich meiner Hütte nähere.

Man geht ein gutes Stück den Strand entlang; dann steigt man zwischen dem graugrünen, borstigen Dünenhafer die Düne hinauf, und dann gehts über sie hinaus auf einem schmalen Pfad die grüne Hügelwiese hinauf, auf der Fischer Jansens Ziege und seine drei Schafe auf- und abpromenieren.

Oben, auf der Höhe, liegt dann die kleine Hütte mit ihrer niedrigen roten Wand, mit ihren zwei Giebelfensterchen — meine Wohnung — und ihrem hohen, tiefreichenden Strohdach. Vor lauter Blumen

und Blüten ist sie kaum zu sehen. Da ist Goldregen und Syringe, da sind leuchtende Päonien, Akley, Levkoyen, Rosen und gelbe Studentenblumen, Löwenmaul, Stiefmütterchen, schlanke Lilien und Kaiserkronen, Nelken, Geranien, Fuchsien und gefüllte Tausendschönchen. Da sind die gelben Holzhaufen und die Netze und Ruder an der Wand neben der niedrigen Thür, zwischen den kleinen Fenstern mit ihren weißen Halbgardinen.

In ihrem geflickten Hauskleid sitzt Mutter Jansen neben dem schwarzen Hausflur mitten in der warmen Sonne und hat eine große braunirdene Schüssel auf ihren Knieen, in der sie die Kartoffeln zum Mittagessen schält. Und ihr großer, gelber Kater reibt sich schnurrend mit steilem Schwanz und krummem Buckel an ihrer blauen Kattunschürze.

3. Die Giebelstube.

Hier ist mein Gebiet. Man steigt so eine Art von Hühnerleiter zum Bodenraum hinauf. Dann bückt man sich ein wenig und tritt in's Zimmer. Wenn man den Arm aufwärts reckt, kann man bequem den Deckenbalken erreichen.

An die beiden Fensterchen mit ihren drei Geranien und ihrem blaugemusterten Leinenrouleaux ist ein rotgestrichener Tisch gerückt, auf dem ein Cyanenstrauß prangt. Dann giebt's noch einen Waschtisch,

ein Bett, einen Schrank und ein paar grobe Holzstühle.

Aber wenn ich auf dem Rohrsesselchen am Tisch sitze, dann kann ich gerade auf das Meer hinausschauen. Und hier nimmt es sich nun freilich ein wenig anders aus. Denn der Blick führt hier von dieser Höhe viel weiter als unten auf der Fläche des Strandes. Man kann hier auch in der tiefen Stille so recht sein Brausen und Branden hören und die ewige Bewegung der weißen blitzenden Wogen schäumen sehen.

Stundenlang könnte man nur immer sitzen und hinausschauen . . .

4. Gesine.

Seitdem ich draußen bei dem Hünengrab auf ihrem Kartoffelacker diese prächtige Gesine getroffen habe, fängt mir das Meer erst an, so recht lebendig zu werden.

Es war in aller Frühe, als ich in der frischen sonnigen Brise einen Spaziergang auf dem Saum der Strandhügel machte. Und wie ich nun zu dem Hünengrab kam, da sah ich Gesine. Mit ihrer Hacke arbeitete sie sich im Glast der Frühsonne die Kartoffelbreite herauf, zwischen den in der Sonne glänzenden sauberen Stäudchen und der tiefbraunen Erde gegen mich her.

Nur so ein simples Fischermädchen, aber von einem Wuchs und einer Schönheit wie eine griechische Göttin.

Ich beschloß gleich Aufenthalt zu nehmen, setzte mich auf einen der altersgrauen Steine, die da zwischen Grasrispen und bunten Kleeblumen auf dem Grab umherliegen, zog meine braune Shagpfeife aus der Jakettasche, stopfte sie, setzte sie in Brand und fing an, meine Venus rusticana mit allem Behagen zu betrachten.

Köstlich! Die schöne Gestalt in dem Silbergespinst des leisen Morgendunstes in dieser weiten hellen Landschaft mit ihren Feldbreiten, Wasserstreifen und Hügeln, beherrscht von dem weiten Brausen der Flutenwucht, aus dem sich nur ab und zu das Schrillen einer Möve, das Brüllen einer Kuh, ein Schafblöken, ein Pferdegewieher heraushebt . . .

Dieser schöne, kräftige Rhythmus der Glieder, wie sie die Hacke führt mit ihren runden Armen, nackt aus den kurzen Hemdärmeln heraus. Und nun richtet sie sich auf und streicht mit einer langsamen Bewegung die flatternden Haare aus der Stirn, und schaut, auf ihre Hacke gestützt, mit freien gelassenen Augen umher.

Heute sitz' ich wieder auf dem Hügelstein. Wir haben uns bekannt gemacht. Ich weiß, daß sie Gesine heißt und im nächsten Dorf wohnt. Sie hat

eine Seele wie ein zwölfjähriges Mädel, und dabei diese schöne, tiefe Altstimme, diese ruhigen Augen und diese unbewußte Würde des reifen Körpers. Und ihr Platt, aus dem man die Geräusche der Brandung und das Jauchzen der Seemöven herauszuhören glaubt . . .

Ich frage sie, ob sie auch einen Bräutigam hat.

Ja. — Karl Petersen heißt er.

Ich habe so etwas wie eine Vision von diesem Karl Petersen. Er ist ein stämmiger Bursch mit blondem Haar und hellblauen Augen in einem braunen Gesicht. Er spricht wenig, kaum daß er mit einem leisen Lächeln antwortet, aber was er sagt, das stimmt . . .

Unwillkürlich betracht' ich meinen modischen Anzug, sehe meine gelben Strandschuhe und den bunten Zipfel des Sacktüchleins aus der Seitentasche und spüre so den chiken Duft meines Shages; ja, und schäme mich eigentlich ein wenig, wie viel ich da rede und rede. — Gott ja, die Kultur . . .

5. Weit draußen.

Weit draußen auf der grünen Strandhöhe hab' ich unter einer einsamen Esche ein Lieblingsplätzchen gefunden.

Man liegt im fetten Gras zwischen Blumen

und Schmetterlingen, in der Wärme der Sonne und im metallischen Gesurr und Gesumme der Insekten und blickt unverwandt auf das Meer hinaus; und hört in einem seligen Dämmern nur immer sein Brausen und Brausen und das Donnern, Dröhnen und Brüllen der Brandung, sieht seine zahllosen blitzenden Schäume und das sonnige Spiel seiner Farben; sieht den großen Gegensatz zwischen dieser endlosen stahlblauen Weite und dieser blendend weißen Strandfläche. Ja, und hat eigentlich das Gefühl, daß alle Tritonen und Meerweiber und sonstiger Fabelkram nichts ist gegen das schlicht-natürliche, große Pathos dieser Flächen, Farben und Laute, gegen das Pathos der Elemente, gegen diese erste unmittelbare Empfindung, die, halb Lust, halb Grauen, noch von keinem Spiel der Phantasie getrübt und gedeutet ist. — Diese Empfindung, diese erste Empfindung, ehe noch irgend welche Gedanken und Visionen einsetzen. Bis sich's dann in der grenzenlosen, erhabenen Einöde regt, bis man aus der Brandung das Jauchzen von Meergeschöpfen hört, bis der Strand sich von den Gestalten der Vorzeit belebt, bis man die fernen Länder und Wunder des Meeres sieht und das fremde Leben seiner Tiefen, bis die Träume erwachen . . .

Aber nein: nichts als so daliegen, im Rausch dieser Farben, Flächen und Laute, und etwa ein fernes Segel blitzen sehen, oder den Rauch eines

Dampfers verfolgen, das Gebrüll des Weideviehes hören und die Sonne spüren und die frische Luft . . .

6. Tiefe Wolken.

Ein Wetter kommt.

Es ist weit von zu Hause.

Weit draußen auf der Öde des Strandes.

Tief gehendes, gigantisch geballtes, dunkles Gewölk; grau, schwarzblau, weißlich, gelb und braunrot.

Ein Sturm braust. Die dämmernde Öde brüllt. Die meterhohen Wellen sind mit einem Mal lebendige Wesen. Die Möven wirbeln in den grauen verdunkelten Lüften wie lange, schmale, weißblitzende Tuchfetzen.

Der feuchte Sand beginnt zu schwanken, zu sinken. Es ist als wolle alles zusammenstürzen.

Gott sei Dank! Da draußen etwas Lebendiges, Menschliches! — Ein Boot! — Ein Fischerboot mit seinem weißen Segel! . . .

7. Meergeruch.

Es ist ein Regen gewesen, und eine Frische ist in der Luft. Ein feuchter Wind weht schräg über die Weite gegen den Strand heran.

Man kauert zwischen den braunroten Tanghaufen, hört, wie der letzte Schaum der Brandung an ihnen verzischt, und sucht mit den Kindern um die Wette

nach den kleinen, gelben Bernsteinstückchen, die das Gerank birgt und atmet diesen thranigen Fischgeruch ein, den die Weiten mit der fröhlichen Brise herüberschicken wie einen fernen wunderlichen Gruß; und nun sieht man zwischen den roten Korallenwäldern der Tiefen all diese absonderlichen Meergeschöpfe mit ihren Glotzaugen und abenteuerlichen Körpern . . . Der äußerste Rand des Tanges schillert von der Gallerte zerquetschter Quallen.

Und immer der Duft, der frische Thrangeruch! . . .

Das Meer, der Schöpfer der Lebewesen! — Die Wiege des Ursprungs! — Dieser animalische, primitive Geruch!

Man atmet ihn tief ein und hat so eine Empfindung, als müßte das einem sehr gesund sein . . .

8. Mondnacht.

Ich lehne zu meinem Giebelfensterchen hinaus in die köstlichen Düfte der Nacht.

Mondnacht! —

Die uralte Weltenschlange entfaltet die ganze mystische Pracht ihrer furchtbaren Erhabenheit. Ihr verschleiertes monotones Grollen wirkt wie eine unendlich tiefe Ruhe, wie ein gigantisches Behagen. Mit silbergleißender Schuppenhaut reibt sie sich wohlig an dem Land und weint die unsägliche Wonne ihrer Sehnsucht über die schweigende, lauschende, licht-

dämmernde Nachtöde des Strandes. — Wenn es Winter ist, wird sie zu rasender Brunst werden und sie wird die riesigen Arme ihrer Springfluten über den Geliebten breiten, ihn in ihren brünstigen Schoß zu ziehen.

Aber jetzt weint sie nur leise, besänftigt von der erhabenen Anmut der klaren gefriedeten Höhen und gleißt und lockt und singt ihre süßesten Sirenenlaute, wie die holden Vorwürfe einer ewig beharrlichen, ewig unglücklichen und ungestillten Liebe . . .

9. Die Meerweibchen.

Der Mond scheint so klar, daß ich nicht einschlafen kann. Das ganze Zimmer ist mit seinem Glast erfüllt. Ich werde warten müssen, bis er nicht mehr so grell auf den Fenstern liegt, daß ich werde schlafen können.

Diese unsagbare Stille. — Diese beinahe übernatürliche Stille, noch vertieft durch das verschleierte Brausen der Brandung aus der Tiefe. —

Nur der Glast. — Nur dieses taghelle Mondlicht. —

Ich sehe gerade auf die blauen Leinenvorhänge mit ihren braunen Landschaften. So klein die Fensterchen sind, die Rouleaux reichen doch nicht bis aufs Brett herab. Sie können auch das Licht nicht abhalten und sind ganz transparent.

Man glaubt nun, wie man so daliegt, an das Unbekannte; man fühlt es, sieht es, so gut man es eben sehen kann und spürt seinen alten magisch-süßen Bann.

Und man glaubt und weiß: das sehnsüchtige Lied der Brandung wird Gestalt. Und aus dem weißen, glitzernden Gischt löst es sich und wandelt mit dem feuchten Saum meergrüner Gewandung, mit großen, meerdunklen Augen im lieblichen Rund weißer Gesichter über die geisternde Strandfläche, zwischen den Dünen hin, die Höhe hinauf durch den Mond.

Und das Lied wird ein flüsterndes, wisperndes, überaus feines Stimmchen unten im Garten. Das sind die feinen Kinderstimmchen der Meerweibchen, die einem in solchen Nächten das Herz sehnsüchtig flüstern.

Es ist ihre Lust, in dieser Stunde zwischen den stillen Kathen der Menschen hinzuwandeln und mit scheu lächelnden Augen so im vorüber in die dunklen Fenster zu lugen.

Aber, na ja! am Morgen weiß man dann, es waren nur die Vögel, die in dem hellen Mondglast träumten . . .

Der Bann

In dramatischer Form

Personen:

Ottilie.
Hubert, ihr Gatte.
Wenzel, ein junger Maler.
Rosel, Dienerin bei Hubert.

I.

Huberts Wohnzimmer. — Im Hintergrund zwei Fenster. — Rechts in der Mitte der Wand und links gegen den Hintergrund zu je eine Thür. — Die Ausstattung des Zimmers verrät Wohlhabenheit.

Es ist ein regnerischer Frühlings-Vormittag. Im Zimmer herrscht eine trübe Helle; das graue Regenlicht wird noch mehr verdunkelt durch braunrote Übervorhänge. Die Thüren haben Portièren von derselben dunkel-braunroten Färbung.

Rosel, eine ältere Person, mürrisch, wortkarg, ist im Zimmer herum beschäftigt. — Sie ist klein, dunkel und mager. — Bei Aufgang des Vorhanges steckt sie ein Rosensträußchen in eine Vase auf dem Sofatisch.

Rosel (die beim Aufräumen des Zimmers ist, zwischen ihrer Beschäftigung vor sich hinsprechend; ihre Rede ist gleichsam ein einziges Grunzen und Stöhnen).

Ottilie (tritt durch die Thür links langsam in's Zimmer. — Mitte der Zwanziger. — Sie ist in einem hellen Morgenkleid. Sie reckt sich und gähnt im Eintreten; ihre Worte haben einen Anflug von Melancholie und Langeweile): Na Rosel?

Rosel (brummig): 'n Morgen —! (Geht zu Ottilie hin, reicht ihr die Hand). Ich gratuliere auch zum Geburtstage.

Ottilie: Ich danke, Rosel; ich danke dir! —

Rosel (macht sich wieder an ihre Beschäftigung).

Ottilie (weiter in's Zimmer tretend, Rosel gelangweilt zuschauend): Hu, wie dunkel! — Sag mal, 's is wohl schon spät, Rosel?

Rosel (brummt): Geht auf elf.

Ottilie (seufzt, schreitet langsam auf den Sofatisch zu; bleibt vor dem Rosensträußchen stehn): Ei, der schöne Strauß!

Rosel (brummt): Zum Geburtstage.

Ottilie (lacht): Ach! Von dir, Rosel?! — Danke! Danke! — (Sie beugt sich über den Strauß und riecht daran): Schön! Wunderschön! — Du gute Rosel! —

Rosel (brummt).

Ottilie (wieder melancholisch, gelangweilt): Mein Mann is nich da?

Rosel: Nee. —

Ottilie (lächelt, den Strauß betrachtend, nimmt eine von den Rosen, riecht daran, behält sie in der Hand, geht zum Fenster): Ach, wie dunkel is heute, Rosel! — Der ganze Himmel is ja grau? — Ach, un unten auf dem Hofe hüpfen die großen Blasen. — Landregen! — O weh! — Uh! Uh! Horch nur, wie das rauscht! — — Aber schön! Es hört sich so schön zu! — Waldregen is hübsch Rosel! Nich? — Im Buchen-

walde! Wenn die Tropfen immer so auf die Blätter schlagen! Wie?

Rosel (brummt nur vor sich hin und sagt nichts).

Ottilie: Ach, und meine armen, armen Blüten! — Alle hat der Regen runtergeschlagen, Rosel! — Alle liegen auf dem Pflaster, in den Pfützen! Als ob's geschneit hat. — (Mit aufrichtigem Weh): Wie Wolken waren die Bäume! Wie weiße Wolken! Wie Silberwolken! — So wunderbar prächtig, Rosel! Nich?

Rosel: Jaja. —

Ottilie (plötzlich heftig erschrocken): Ach Herrgott, Rosel! Nu hab' ich heute auch die Katze vergessen! — O Gott nein, Rosel! Siehst du, weil's so dunkel is, hab' ich die Zeit verschlafen! — Is sie dagewesen? Hast du sie gesehn?

Rosel: Wird wohl dagewesen sein.

Ottilie (verzweifelt): Aber gewiß, gewiß is sie dagewesen, Rosel! Un hat nichts gekriegt! — Ach, siehst du, siehst du, Rosel! Un nu paß auf: nu wird sie nich' wiederkommen!

Rosel: Wird schon wiederkommen.

Ottilie: Un is so eine schöne, schöne weiße Katze! Warum hast du mich auch nich geweckt, Rosel?!

Rosel: Wird schon wiederkommen.

Ottilie: Aber Rosel, du hätt'st doch nach ihr sehn können?!

Rosel: Aber sie hat ja gekriegt!

Ottilie (freudig in die Hände klatschend): Ach, du liebe Rosel!

Rosel (brummt).

Ottilie (hockt sich auf einen Sessel, plaudert, im Eifer mit der Rose gestikulierend, lacht): Du, wie hübsch das is, wenn sie so durch den blauen Himmel kömmt un' durch den Sonnenschein, un' so auf dem roten Dachfirst lang mit ihrem schön' blitzeweißen Fell! Nich? Un wie groß un' rund sie jetzt wird, Rosel! Nich?

Rosel (wie vorhin).

Ottilie (mit blitzenden Augen): Du! Rosel! Ob sie Junge kriegt? — Am Ende!

Rosel: Hm! — Nu ...

Ottilie: Wir könnten dann vielleicht so ein Kätzchen nehmen, wie?! — Ach, wär' das prächtig, Rosel! — (Klatscht in die Hände und lacht).

Rosel (brummt).

(Pause.)

Ottilie (streckt sich, gähnt; gelangweilt): Ach ach! — Rosel, bring mir doch meine Spieldose, ja?

Rosel (geht brummend in eine Zimmerecke und holt das Verlangte).

Ottilie: Setz' auf den Tisch. Auf 'n Sofatisch. — So. — (Begiebt sich zum Sofatisch, kniet sich auf das Sofa und zieht die Dose auf. — In einer bequemen Haltung, wie ein Schulmädchen, das „Mecklenburger Wappen" machend, hört sie zu und summt leise die Melodie nach): Sie hat so ein' schön'

Klang, nich? — Aber Hubert muß mir Glasplatten mitbringen; dann klingt sie noch besser. Du, Rosel! Wer'n die Leute im ersten Stock eine Reise machen? Hat der Portier gesagt? Nein, wie heißen sie doch gleich?

Rosel: Schöntaube.

Ottilie: Ach Schöntaube! Ja! — (Lacht). — So ein possierlicher Name! — Der kleine dicke Herr Schöntaube mit sein' roten Backen un seiner goldnen Brille un' sein' blonden Backenbart! — Hahaha! — Schöntaube! — Wohin wer'n sie reisen? Hat der Portier gesagt?

Rosel: An's Meer.

Ottilie (summt in der Haltung von vorhin die Melodie mit. Schweigt dann eine Weile; dann nachdenklich, melancholisch): Ans Meer. — (Gegen die Sofalehne zurück, die Hände im Genick gefaltet, träumerisch gegen die Decke sehend, leise, melancholisch, mit einer lieben, sanften Stimme): Das Meer. — Ach, muß das schön sein! — Ach, muß die Welt schön sein! — Ich habe nie eine Reise gemacht, Rosel! Nie! — Wenn Hubert nich so oft krank wär': vielleicht würden wir dann auch reisen können; nich, Rosel?

Rosel (mürrisch): Is auch weiter nichts, reisen.

Ottilie (traurig): Noch nich mal in' Park hat er mich geführt; un war immer so schöner Sonnenschein. Das Meer! — Du Rosel! ich seh' das Meer! — Weit, weit un dunkelblau! — Un' die weißen Kreide-

felsen aus dem grünen Wald in der Sonne! Un' Wind un' die Möven schrein un' es riecht nach Fisch; nich?

Rosel: Hm! — Jaja . . .

Ottilie (plötzlich hastig launisch): Aber so geh doch un' bring' mei' Frühstück! Ich hab' ja noch gar nichts gegessen! — Mach! Schnell! —

Rosel (eilig durch die Thür rechts ab).

Ottilie (seufzt laut auf, beugt das Gesicht tief und versonnen wieder über die Dose; singt plötzlich halblaut):

„Nun bricht aus allen Zweigen
Das maienfrische Grün.
Die ersten Lerchen steigen,
Die ersten Veilchen blühn.
Und schimmernd liegen Thal und Höhn . . .“

(Bricht den Gesang ab; sie weint leise).

Rosel (kommt mit dem Frühstückstablett; setzt es auf den Eßtisch).

Ottilie (erhebt sich): Ach essen! — (Begiebt sich zum Tisch und beginnt zu frühstücken). Mein Mann is auf's Büreau?

Rosel: Büreau. — Ja. —

Ottilie: Hat er sich wohlgefühlt? Sieht er wohl aus?

Rosel: Ja.

Ottilie: Un' is der Briefträger nicht dagewesen?

Rosel: Für den Herrn hat er gebracht. — Geschäftsbriefe.

Ottilie: Un' für mich nichts?

Rosel: Nein.

Ottilie: Zu mein' Geburtstag. — Nichts. — Von wem auch? — Is Herr Wenzel auf sein' Atelier?

Rosel: Ja.

Ottilie: Un' war noch nich hüben?

Rosel: Nein.

Ottilie: O, er wird noch kommen, Rosel! Sicher! — (Lacht). — Wird mir vielleicht ein Bildchen bringen, Rosel! Nich? — So ein helles, fröhliches Bildchen. — O wär' das lieb! — Sicher, er wird mir eins bringen! — Ich weiß, die Haselbüsche mit den Federwölkchen drüber, hoch im Blau! — Er weiß, daß ich sie so unbändig gern habe! — Sicher! —

Denke, Rosel! wenn er mich porträtieren würde! — Ein großes Bild in einem breiten Goldrahmen! — Wir würden es über Huberts Schreibtisch hängen. Es würde auch eine Einnahme für ihn sein, für den armen Kerl.

(Melancholisch): Aber Hubert wird es nich' zugeben. Er is so mißtrauisch. Alle Menschen sin' bös und schlecht. — Un' der Wenzel is so ein goldner, goldner Kerl!

Rosel (brummt).

(Es klingelt.)

Ottilie (eifrig): Du! Geh! — Es hat geklingelt!

Rosel (eilig durch die Thür rechts ab).

Ottilie (in freudiger Aufregung, springt auf, eilt bis in die Mitte des Zimmers gegen die Thür rechts; klatscht in die Hände): Wenzel?! — (Lacht; wartet; lauscht gegen die Thür hin).

Rosel (kommt mit einem größeren und einem kleineren Paket).

Ottilie (enttäuscht): Ach so. — (Dann neugierig erwartungsvoll): Pakete?

Rosel (legt die Pakete auf den Tisch).

Ottilie (auf die Pakete zu): Ach zeich doch! Für mich?! — Von wem? — Von Hubert! — (Bemüht sich die Schnur zu lösen): Geh' doch! Hol' die Schere! — Schnell! —

Rosel (holt die Schere).

Ottilie (hat die eine Schnur schon aufbekommen und das Paket geöffnet): O, Spitzen, Rosel! — O, so herrliche, herrliche Spitzen! — Komm doch! Sieh! Schnell!

Rosel (kommt mit der Schere).

Ottilie (lacht, hüpfelt mit den Spitzen, die sie sich vor die Brust hält, an den Spiegel, betrachtet sich): Ach, sieh doch nur, Rosel! Sieh! — Wie eine Königin werd' ich aussehn! Wie Maria Stuart, nich? — Un' so mußte mich Wenzel porträtier'n! — (Hält die Spitzen vor sich hin). Un' teuer, Rosel! teuer! — Nu! — Die wer'n ein Geld kosten! — Wie lieb er mich hat, der Arme! — (Geht langsam wieder zum Tisch, öffnet das andre Paket): O, Seide! Kachemirseide! — O sieh nur die Pracht! — Denke, Rosel! wenn das Kleid fertig is un' dann die Spitzen

dazu un' die Brillanten! — (Leise): Blos, es wird's ja niemand bewundern können. Wenn wir auch so Gesellschaften hielten, wie die Leute im Haus. — Warum haßt er die Menschen nur so? Ach! — Wozu hab' ich nun all' das kostbare Zeug! — (Plötzlich aufhorchend, freudig erregt): Aber jetzt is's Wenzel! — Schnell! Schnell! — Mach auf, Rosel! — (Es hat geklingelt).

Rosel (eilig durch die Thür rechts ab).

Ottilie (in freudiger Erwartung, leicht in die Hände klatschend, gegen die Thür hin).

Wenzel (tritt ein, ein Rosenbouquet in der Hand und ein eingeschlagenes Bild unter dem Arm. — Kräftige, sympathische, jugendliche Erscheinung. Blond, lockig. Künstlerexterieur. In den Zwanzigern. — Munter, respektvoll): Guten Morgen! und herzlich alles alles Glück zum heutigen Tage! — (Hält ihr die Hand mit den Blumen hin.)

Ottilie: O wie herrlich! Wie prächtig! — (Nimmt ihm das Bouquet ab und reicht ihm die Hand). Von Herzen, Herzen Dank, lieber Wenzel! Von Herzen Dank! (Schielt nach dem Bild neugierig): Ei, was haben Sie denn da?

Wenzel (lachend): Ach, Sie erraten schon! — (Hält ihr das Bild hin): Also — haha! — es ist das Bildchen mit den Haselbüschen!

Ottilie (freudig überrascht): Für mich?! —

Wenzel: Ja! —

Ottilie: Ah! Aber das — ist zu viel?! — Das darf ich ja gar nicht annehmen? — (Hat das Bild aber schon in den Händen, entfernt die Hülle und betrachtet es).

Wenzel: O, ich bitte Sie recht von Herzen, es zu nehmen! — Ich darf nicht denken, wie mir's gegangen wäre, hätt' ich damals nicht Ihre liebe Pflege gehabt.

Ottilie (in die Betrachtung des Bildes versunken). Nein, wie schön! wie schön! — Wie wunderschön! — Wie ein Sonnenstrahl, lieber Wenzel! Wie ein Sonnenstrahl! — Ganz Sie! — Ganz und gar! — (Kichert vor Freude, hüpft wie ein Kind).

Wenzel (lacht).

Ottilie (plötzlich): Nein, kommen Sie! Dafür kriegen Sie ein' Kuß! —

Wenzel (errötend zurückweichend): Oh! —

Ottilie: Mögen Sie nicht? — Hahaha! — (Schon bei ihm, schlingt ihm den Arm um den Hals und giebt ihm einen schnellen Kuß. Dann wieder ganz in ihrer naiven Freude über das Bild; kichernd, mit jauchzender Stimme): Ach nein! Wie prächtig! Wie prächtig! — (Wirbelt mit dem Bild durch das Zimmer. — Dann zum Tisch, legt das Bild unter die Rosen. Betrachtet es noch einen Augenblick, wendet sich dann zu Wenzel, sieht ihn einen Moment an, eilt dann zu ihm hin, nimmt seine Hand): Lieber Wenzel?

Wenzel (hochrot, beglückt; lacht; sieht ihr, ihre Hände schüttelnd, in die Augen).

Ottilie (mit blitzenden Augen): Aber nun kommen Sie! Setzen Sie sich! — (Zieht ihn zu den Sesseln beim Sofatisch hin): Nun wollen wir uns was plaudern! Heut' is dunkel! — Heut' können Sie doch nich malen! Nich?

Wenzel (munter): Nein! Würde wohl nichts Rechtes werden.

(Sie setzen sich.)

Ottilie (ihn mit einem Blick von unten herauf schalkhaft ansehend): Sie lieber Kerl! (Plötzlich): Haben Sie Cigaretten, Wenzel? Rauchen Sie doch! — Ich seh' Sie so gern rauchen! Ich mag den Tabaks-Geruch so gern! — Rauchen Sie doch!

Wenzel: Gern! — (Zündet sich eine Cigarette an).

Ottilie (in den Sessel zurückgelehnt): Ach die Wölkchen! — Nein, sagen Sie: wissen Sie, wie ich 'nübergekommen bin, als Sie da in Ihrem alten kalten Atelier krank lagen? Sagen Sie, war das hübsch?

Wenzel (begeistert): O, in alle Ewigkeit hätt' ich so krank bleiben mögen! — Und wie himmlisch gut das von Ihnen war!

Ottilie (wie vorhin ihn freundlich versonnen betrachtend): So-so. — (Dann mit einem Seufzer): Aber nein, mein Lieber! Sie dürfen nicht meinen, daß es mit meiner Güte so weit her war. — Es war eigentlich die pure blanke Selbstsucht. Ich hatte hier so viele Langeweile, und Sie — waren immer so munter und fröhlich. — Wenn ich Sie so bei Ihrer Arbeit singen hörte, oder wenn Sie auf der Geige spielten: Das war so mein Fall. Deshalb bin ich auch zu Ihnen gekommen, wissen Sie? — Hehe! — (Seufzt). Langeweile. — Ach ja! —

Wenzel (finster): Ottilie! —

Ottilie (hastig): Ach lassen Sie nur! Davon wollen wir aber wirklich nicht weiter reden! . .

Wenzel (wie oben): Daß er Sie überhaupt 'nüberließ!

Ottilie (lacht): Ach, Sie Guter! Er wußte ja gar nicht, daß ich 'nüberging?

Wenzel (wie vorhin): Hm!

Ottilie: Übrigens hat er Sie gern. — Können Sie sich vorstellen?

Wenzel: Soso. —

Ottilie: Na, still davon! — Aber nein: wissen Sie was? Nu' machen Sie sich nur gefaßt: denn nu' werd' ich jeden Tag zu Ihnen 'nüberkommen! Nämlich nu' müssen Sie mich malen!

Wenzel (begeistert): O wirklich?!

Ottilie (aufspringend, zum Tisch und den Paketen hinlaufend): Kommen Sie! Sehen Sie!

Wenzel (folgt ihr).

Ottilie: Hier, die Robe! Die Spitzen! — Schön! Nicht? — Von Hubert! — Sehen Sie: in dem Kleid müssen Sie mich malen, un' dann die Spitzen dazu. Nich? — Was meinen Sie? Zu meinem dunklen Haar? Un' zu den Augen? — Un' natürlich leg' ich die Brillanten an. — Wie? Was meinen Sie?

Wenzel (begeistert): O herrlich! ich seh' Sie!

Ottilie (aufrichtig beglückt, lacht): Sehen mich? — Wie? — Nun?

Wenzel: Herrlich! — Königlich! — Ungefähr so eine — russische — Großfürstin! —

Ottilie: Ach! Aber das is schön, daß Sie das sagen! — O nicht, ich bin schön? — (Plötzlich nachdenklich, leise): Aber nicht? In seiner Art is er auch Maler; hat auch ein Malerauge? Die Spitzen? Die gelbe Seide? Wie? — (Ihre Augen feuchten sich).

Wenzel (finster, mit einer unmutigen Geste): Ah! —

Ottilie (lacht, klatscht in die Hände): Sind Sie eifersüchtig?! — O nein! — Sein Sie lieb!

Wenzel (wie vorhin): Aber er wird es nicht wollen?

Ottilie: Aber ich will, diesmal! und er — muß! — Sie wissen ja: wenn wir Weiber wollen. Nich? — (Lacht).

Wenzel (sein Gefühl verratend): O, ich würde so glücklich sein, Ottilie!

Ottilie (blickt ihn schalkhaft an, lacht): So? — Wirklich? — Also, ich komme, mein Liebster und Sie werden mich malen. — Ein großes Bild! — Kniestück! Und natürlich Lebensgröße! — Abgemacht! — (Hält ihm die Hand hin).

Wenzel (Ergreift ihre Hand, drückt sie, lacht): Abgemacht!

(Pause. — Sie setzen sich wieder.)

Ottilie (lächelnd): Wie der Regen rauscht! — Un die Dämmerung! — Un Ihre Cigarettenwölkchen! Un' das glühende Pünktchen! — Hahaha! — (Reibt sich die Hände, vergnügt): Ach, wie gemütlich! Nich?

Wenzel (lacht, nickt, sie wohlgefällig betrachtend).

Ottilie (plötzlich wieder nachdenklich; leise): Aber ich glaube, er weiß es doch, daß ich damals bei Ihnen war. Er sagte neulich so was.

Wenzel: Rosel wird's ihm gesagt haben.

Ottilie (wie vorhin): Ach nein, das glaub' ich nicht; ich glaube auch nicht, daß er Rosel gefragt hat. Das thut er nicht. Aber er weiß es trotzdem.

Wenzel: Aber woher soll er's wissen?

Ottilie (ernst, mit einem leisen Schauer): Er kann ja Gedanken lesen. Er weiß alle meine Gedanken.

Wenzel: Wie?!

Ottilie (wie vorhin): Glauben Sie nicht, daß so was möglich is?

Wenzel (hustet): O ja ja. —

Ottilie (in sich hineinschauernd, mehr zu sich selbst): Er liest alle meine Gedanken. Es is so sonderbar! Wenn er vor mir steht und mich ansieht und frägt mit seinen schwarzen Augen, dann hab' ich so ein Zittern, und ich weiß, dann sag' ich ihm alle meine Gedanken, ohne daß ich's will. Oft sagt er mir wörtlich, was ich denke. Ich spreche dann in mir alle meine Gedanken, und dann hab' ich so ein Beben, das is

wie eine Übertragung, un' das versteht er; das kann er lesen; Wort für Wort. — Ah, es ist so unheimlich! —

Wenzel: Ottilie!

Ottilie: O, glauben Sie das nicht?

Wenzel (leise, finster): O, er ist eben sehr klug und weiß zu kombinieren.

Ottilie (hastig): Jaja, das mag sein. — Aber was sagt das? Er weiß alles, was ich thue und denke! -- Er macht mit mir, was er will. — (Entschlossen). Aber deshalb sollen Sie mich doch malen! Ich will es einfach! — (Lebhaft, aufgeregt): Ach, wie ich Ihr Atelier liebe, lieber Wenzel! Kindisch lieb' ich Ihr Atelier! — Wie ich mich freue, Ihnen sitzen zu können! Zu sehn, wie man so allmählich auf der Leinwand entsteht! (Klatscht in die Hände, lacht heiter).

Wenzel: Ottilie!

Ottilie: Was, Wenzel?

Wenzel (blickt beiseit, seufzt auf).

Ottilie (betrachtet ihn schelmisch, lächelt): Wenzel, wissen Sie, wie Sie jetzt aussehen?

Wenzel (mit einem halben Lächeln): Nun?

Ottilie: Als wenn Sie mir sofort eine Liebeserklärung machen wollten! — Hahaha! —

Wenzel (macht Miene, sich zu erheben): Ich will gehn.

Ottilie (erschrocken): Wenzel! Sie wollen fort? — Hab' ich Sie — beleidigt?

Wenzel (setzt sich wieder, verlegen beiseit blickend): Nein.

Ottilie (leise): O bleiben Sie! Es ist mir ja so gut, weil Sie da sind.

Wenzel (erhebt sich, sinkt leidenschaftlich vor ihr nieder, flehend): Ottilie!

Ottilie (verwirrt): O nein! O nein! — Nicht das, lieber Wenzel! Das — dürfen Sie nicht!

Wenzel (dringlicher): O doch, Ottilie! — Ich kann es ja nicht mehr ertragen, Sie in diesem — Bann zu wissen! In diesem — Gefängnis! Sie hier verkümmern zu sehen! Einzigste, beste Ottilie! Ich liebe dich ja so grenzenlos!

(Pause).

Ottilie (ihm über das Haar streichend): Ach du Armer! So sehr liebst du mich?! —

Wenzel: Ich liebe dich! Liebe dich! — Grenzenlos!

Ottilie (versonnen): Ist's möglich! — Jaja! — O, ist das traurig, daß du mich liebst! Mich so liebst! — (Wieder ihm über's Haar streichend, ihm in's Auge blickend): Du Armer! — Mich! Mich alte Frau!

Wenzel: Ottilie!

Ottilie (lächelnd): Das glaubst du nicht? — Jaja! Mich alte Frau! Denn ich bin ganz alt und recht traurig; gar nicht 'n bißchen jung und lustig mehr; so fröhlich und frei und lebenslustig wie du! — (Leise, hastig, wie vor einem Gedanken in sich hineinschauend):

Nein! Nicht das! — Das kann nie sein! Nie! Nie dürfen wir uns so lieben! Nie!

Wenzel (erhebt sich, steht finster da, mit gesenkten Augen).

Ottilie (erhebt sich gleichfalls, streicht ihm über die Wange). Nie! — du würdest auch nichts an mir haben! Nichts! Gar nichts! — So ein fröhlicher, lebenslustiger Künstler, der so helle, schöne Bilder malt, was soll der mit so einer alten, versauerten Person! — (Lächelt). — Du wirst dir das aus dem Sinn schlagen, mein Lieber! — Mein Schicksal ist bestimmt. Es is nu schon mal so mit mir. — Es kann und darf nicht anders sein!

Wenzel (macht eine unwillige Bewegung gegen sie, als wenn er etwas sagen wollte).

Ottilie (lächelt): Mein Bester! Nein! Nie! — Sprich nicht mehr davon! — (Mit einem leisen Schauer). Ich bin ganz in seiner Macht. — (Seufzt). —

Wenzel (ausbrechend): O sei still, Ottilie! Ich kann das nicht hören!! — Ich — ertrag' es nicht!! — Es macht mich — wahnsinnig!

Ottilie (ihn streichelnd, besänftigend): Sei gut! Sei lieb! — Aber es ist, wie ich dir sagte und du darfst nie, nie wieder davon sprechen. Hörst du? Nie! — (Sieht ihn eine Weile an, lächelnd): Nu sag, mein Lieber! was soll ich nun mit dir anfangen? Wie? — Soll ich dich fortschicken und dir verbieten, mir jemals wieder vor die Augen zu kommen? Denn das müßte ich.

Wenzel: Ottilie! Ich kann ja ohne dich ...

Ottilie (lächelnd): Na na! Also nicht mehr so! Nicht mehr in diesem Ton! — Sag, soll ich dich wirklich fortschicken!

Wenzel: Ottilie!

Ottilie: Gut. — Aber dann mußt du auch recht brav sein; denn ich will dir nur gestehn, ich alte dumme Person bin's auch gar nicht imstande. Was sollt' ich denn in aller Gotteswelt dann — nur gleich anfangen? Nein, aber hörst du? wir wollen Freunde sein, recht gute, treue Freunde zu einander. Nicht wahr? Das ist nämlich auch viel viel besser, als alles andere dumme Zeug! — Willst du? Willst du brav sein? Wie?

Wenzel: O alles, alles was du willst! Nur nicht fort von dir!

Ottilie: Ei ei! Nicht mehr so heftig! Nicht so heftig! Du stürmischer junger Mann! — Liebster Wenzel! Sei gut! — Ja? — Du du! — Ich bin ja doch nicht aus Stahl und Eisen? Wie? —

Wenzel: O Otti ... (Leise): Ja! Was du — willst. —

Ottilie (erleichtert): Ah, sehen Sie, das is brav! — (Klatscht in die Hände). Das is brav! — Und nun sollen Sie sehen, wie fröhlich wir miteinander sein werden! — Also auf Freundschaft, lieber Wenzel! Auf gute, treue Freundschaft! — Wie? — (Reicht ihm die Hand).

Wenzel (nimmt halb abgewandt ihre Hand).

Ottilie: Sie lieber Kerl!

Wenzel (leidenschaftlich): Ah, wenn es einen Menschen gäbe, den ich ärger haßte! Dieser kalte, raffinierte Egoist, mit seinem blinden, verbissenen Menschenhaß!

Ottilie: Meinen Sie nicht, daß er grade deswegen recht zu bemitleiden ist? Und wissen Sie denn, was er für Erfahrungen hinter sich hat?

Wenzel (finster): Dieser unheimliche Egoismus, der so gar keinen Sinn dafür hat, daß jemand das Leben lieben könnte, daß ein Mensch sein bißchen Freude am Dasein hat und seine paar Jugendtage genießen möchte!

Ottilie (ihn anrufend): Wenzel! — (Streichelt ihn). Aber nicht wahr, davon reden wir nicht mehr? Denn, das — verstehen Sie auch nicht! — Nie wieder wollen wir davon reden! Nie! — Ich bin nun mal so, und Sie müssen mit mir fürlieb nehmen, wie ich bin. Wir beide wollen mit einander nur immer recht in die Sonne gucken! Nicht? — Und dann wird mir gut sein. Alles andere ist Thorheit. — Also?

Wenzel (zuckt die Achseln).

Ottilie: Nun?

Wenzel (seufzt): Ja.

Ottilie: So. — Seien Sie vernünftig, und

alles ist gut und schön. — (Leise): Denn sonst wollten wir uns am Ende lieber gleich Adieu sagen. — (In anderem Ton): Also es bleibt bei unsrer Verabredung .... Still! — (Lauscht; verändert, scheuer): Hubert. —

Hubert (tritt durch die Thür rechts in's Zimmer. — Ein hagrer, mittelgroßer Mann, Anfang der Vierzig. Dunkles Haar und dunkler Kinnbart. Leicht gebeugte Haltung. Dunkler Anzug. Trägt Glacés. — Scharfe, aufmerksame Augen, die die Situation sofort erfassen; gedämpfte Stimme mit ironischer Nuance. Nachlässig, aber so, daß zu merken, er sieht in Wenzel nur den „jungen Mann", den er übrigens nicht ungern hat, lächelnd): Ah, Herr Wenzel. — Erfreut! —

Wenzel (verbeugt sich leicht).

Hubert: Hehe! — Und Sie haben sich ganz wieder erholt von Ihrer Krankheit? Wenn man jung ist. — (Hüstelt; geht langsam auf den Sofatisch zu, streift im Vorbeigehn Ottilie mit einem Blick, nickt ihr zu.)

Ottilie (still, scheu, etwas benommen).

Hubert (steht vor dem Tisch, betrachtet, sich langsam die Handschuhe von den Händen streifend, das Bild und die Rosen): Die — Königin der Blumen! — Die Blume der — Liebe! — Der — Liebe! — Hehe! — Aber was haben Sie doch da der — Ottilie für ein prächtiges Bild gebracht? — Sieh, sieh! — (Wendet sich lächelnd gegen Wenzel hin). Ein so liebes Bild! — So schlicht und lieb und fröhlich! — Hehe!

Wenzel (räuspert sich): Hem!

Hubert (freundlich): Wie?

Wenzel: Oh! —

Hubert (sich lächelnd zu Ottilie wendend; nachdem er sie einen Augenblick fixiert hat, prüfend, die Worte „durch die Zähne ziehend"): Siehst ein bißchen bös aus? Ein bißchen — trüb? Oder wie? — Heut zum Geburtstage? — Hehe! — Ich vermute doch, du hast dir mit Herrn Wenzel die Zeit gut vertrieben? Wie? — (Sieht sie beide nacheinander lächelnd an). Hm! — Wollte sagen — hehe! — sagen Sie mal, Herr Wenzel! sehen Sie sich die Ottilie mal an, mit Ihrem — Malerauge, hehe! — Meinen Sie nicht, es lohnt sich schon mal, sie zu — porträtieren? Wie? — (Lächelt).

Wenzel (errötet, macht eine unruhige Bewegung unter Huberts Blick, der ihn fixiert; verbeugt sich linkisch, mit einem verlegenen Lächeln).

Hubert (wieder Ottilie musternd): Was meinst du, Ottilie? Hm? — wenn es Herrn Wenzel so — passen würde? — Hehe! Wenn er etwa die Zeit dazu übrig hätte, mein' ich: so könntest du ihm vielleicht mal sitzen? Herr Wenzel?

Wenzel (wie vorhin): O, wenn die gnädige Frau ... Es würde mir selbstverständlich ein ganz besonderes Vergnügen sein ...

Hubert (der ihn lächelnd beobachtet hat): Hehe! — In der neuen Robe vielleicht? Mit den Spitzen? Wie? — Ich weiß: es würde ihr nämlich ein sehr großes Vergnügen machen: denn sie hat noch nie so ein Künstleratelier betreten, hehe! — Nicht, Ottilie?

Ottilie (macht eine verlegene Bewegung): Wie — du willst . . .

Wenzel: Ganz wie du! Ganz wie du! — Hehe! — Nur wie du! — (Zu Wenzel.) Ein ganz besonderes Vergnügen sein', hehe! — Ja, ich weiß, Ihnen wird es auch Freude machen, sie zu porträtieren; Ihnen als Maler, hehe! — Denn ist sie nicht schön? Ist sie nicht ein schönes Weib, die Ottilie? Wie — Die Freude und die Begeisterung für ein Malerauge? — Hehe! — Ist sie nicht schön wie eine Griechengöttin? Wie? — (Lacht). — Muß man sie nicht lieb haben? Gestehen Sie, daß Sie sie lieb haben? Ein wenig? — Nicht? — Hehe! — Aber wie ist: was das Porträt anbetrifft, dürfen wir die Angelegenheit als abgemacht betrachten? Sie haben die Zeit? Sind mit Arbeiten und Aufträgen nicht allzusehr in Anspruch genommen? — Hehe! — Also, abgemacht?

Wenzel (verlegen): O, sehr gern? — (Räuspert sich).

Hubert (vor sich hinlächelnd): Hm! Ja, weißt du, Ottilie, — eh! (Zu Wenzel gewandt): Wenn wir ein Glas Wein zusammen tränken? Etwa eine Cigarre rauchten, Herr Wenzel? — Haben Sie Lust noch zu bleiben? — Hehe! — Würde es Ihnen Vergnügen machen? Würden Sie uns die Ehre geben? Ein Gläschen Wein?

Wenzel (hastig): Ich bedaure außerordentlich!

Ich habe noch bis zu Mittag hin einige dringende Geschäfte in der Stadt . . . (Räuspert sich).

Hubert: So. — Hehe! — Wie schade! — Und ich hoffte, daß wir zusammen ein Plauderstündchen . . . Also nicht. — Übrigens: ich bedaure aufrichtig, immer das Malheur zu haben, Sie so — pressiert zu finden? — Na, bin Ihnen wohl ein bißchen zu alt? Zu — langweilig? Wie? — Gestehen Sie nur! Wie? — Bei Ihnen vielleicht auch ein bißchen unsympatisch? Wie? — Hehe! — Beruht nicht auf Gegenseitigkeit, Herr Wenzel! Ich habe Sie gern. Sie sind mir lieb und wert, gefallen mir! Aufrichtig! —

Wenzel (verlegen): Oh . . . Hm! —

Hubert (lächelnd): Wie? Nunu! — Also, Ihre — Geschäfte pressieren wirklich?

Wenzel (hastig): Ja, wie gesagt . . . Ich bedaure . . .

Hubert: Hehe! — Na, dann will ich Sie freilich nicht weiter zurückhalten. — Also: auf Wiedersehen? Und beste — Verrichtung? — Und im übrigen: was das Porträt anbelangt: so lassen wir's dabei? —

Wenzel (hastig, mit verlegener Verbeugung): Ja ja. — Adieu! Ich — empfehle mich.

Hubert (ihn zur Thür rechts geleitend): Auf Wiedersehn, mein lieber Herr Wenzel! Auf Wiedersehn! — Hehe!

Wenzel (ab).

Hubert (langsam wieder in's Zimmer zurück; die Spieldose musternd, nachlässig): Hast dir die Zeit vertrieben? Deine Spieldose aufgezogen? Und die Katze gefüttert? — Hm! — Und gefällt Dir die Robe? die Spitzen? — Wie?

Ottilie (leise): O, es ist ja viel zu viel.

Hubert (sie fixierend): Und Herr Wenzel hat dir die Langeweile vertrieben?

Ottilie: Er kam mir gratulieren und brachte mir das Bild.

Hubert (auf und ab): Soso. — Gratulierte. — Brachte das Bild. — Ja, und ihr war't fröhlich zusammen, habt euch was geplaudert. — (Riecht). — Er hat ja wohl eine Cigarette geraucht, nicht wahr? Wenn man raucht, ist man bei Laune, zu Scherz aufgelegt, zum Plaudern . . . Ah! — (Sinkt müde auf einem Sessel, streicht sich übers Gesicht, blickt vor sich hin): Ae! Nu! — Willst du herkommen?

Ottilie (geht langsam zu ihm hin).

Hubert: Hähä! — Näher?

Ottilie (steht dicht bei ihm).

Hubert (packt sie beim Handgelenk).

Ottilie (vor Schmerz zusammenzuckend): Oh! —

Hubert: Hehe! — That's weh? — (Behält sie am Handgelenk).

Ottilie (schweigt).

Hubert: Schweigst! — Hehe! — Schweigst! — (Plötzlich heftig, sie loslassend, halb von sich stoßend, daß sie wankt): Aber so geh doch! Bin müd und krank und abgespannt! Bring doch was! Kannst mir Wein bringen! Wein! — Ein Glas Ungar!

Ottilie (geht, nachdem sie eine Weile gezaudert, mit gesenktem Blick still zum Büffet).

Hubert (blickt ihr, müde nachlässig über die Sessellehne gebeugt, halb drüberhinhängend, nach): Hähä! — Ungar! Heißen Ungar! —

(Pause.)

Ottilie (schenkt still am Büffet den Wein ein, kommt mit dem gefüllten Glas zu ihm zurück).

Hubert (ihr unausgesetzt in's Auge blickend, nimmt, trinkt aus, giebt zurück): Hehe! — Glaubst du, daß ich krank bin, wenn ich dir sage, daß ich dich heute den ganzen Tag gesehen habe? Hm? — Wohl zehn, zwanzig Mal. — So eine Art Hallucination geradezu! — So aus den Ähnlichkeiten heraus! Aus dem Typus heraus! — Überall sah ich deinen Typus! — Und wie schön du warst! — Haha! — Lieb' ich dich? Sage: lieb ich dich? — Na! — Du kannst das als ein Extracompliment aufnehmen; weil heute dein Geburtstag ist.

Nun geh nur! Geh nur! — Bring mir noch ein Glas Wein! — Das Wetter ist so trüb und rauh; möchte gern fröhlich sein! Geh! —

Ottilie (geht zum Büffet).

Hubert (ihr wie vorhin nachsehend): Und wie sagt Verlaine?

„Or ceux — là qui sont nés sous le signe Saturne,
Fauve planète, chère aux nécromanciens,
Ont entre tous, d'après les grimoires anciens
Bonne part de malheur et bonne part de — bile . . .“

Ottilie (tritt mit dem gefüllten Glas zu ihm).

Hubert (nimmt): Also, Wein! — (Trinkt, giebt zurück): So! — Und nun geh! Trag zurück!

Ottilie (trägt das Glas zurück).

Hubert: Hähä! — Wie sie schreitet, die Madam'! — Meine Königin und — Magd! — Wie? — Hähä! — Komm her!

Ottilie (kommt zu ihm hin).

Hubert: Königin und Magd! — Weibsnatur! — Hehe! — (Drückt sie wieder am Handgelenk).

Ottilie (mit thränender Stimme): Hubert!

Hubert (zu ihr aufblickend): Nun? — (Giebt sie frei). Du! Sage: wenn ich jetzt wollte, dann würdest du mich umarmen, würdest mich — küssen. — Wie? — Wenn ich — wollte. — Nun, umarme, küsse mich! Wie?

Ottilie: Hubert!

Hubert: Nun? Wenn ich — will?

Ottilie (schickt sich an, ihm gehorsam zu sein).

Hubert (wehrt ihr ab): Ach, Narr! — Hahahaha!

Ottilie (tritt verwirrt von ihm weg).

Hubert: Nicht doch! — Hahaha! — (Erhebt sich, geht auf und ab). Aber denke, was ich träumte, worauf ich mich gefreut habe! Hehe! — Wirst du glauben? Jetzt wird sie die Packete bekommen haben, dacht' ich; sie wird auspacken, wird staunen, sich freuen: ich eile, ich haste, meine Geschäfte abzuwickeln, denn wenn ich nach Hause komme, wird mir ein freudestrahlendes Frauchen entgegeneilen, wird mir um den Hals fallen, unter hundert freudigen Zärtlichkeiten. mich umarmen . . . Wie? — Lieb! — Lieb! — Wie? — Indessen — Na! —

Ottilie (steht da, blickt, die Unterlippe nagend, zu Boden).

Hubert (sie betrachtend): Steht da! Verweint! Nagt die Lippe! — Hähä! — Also, wenn ich will, kommst du, umarmst mich, wirst mich küssen! — (Hin und her; tritt dann wieder zu ihr, sieht ihr in die Augen): Du! Sage, warum bist du so still?, nagst so die Lippe? — Hm?

Ottilie (beiseit blickend): Aber ich bin, wie ich immer bin.

Hubert (wie vorhin): Bist wie du immer bist. — Aber ja: freilich! natürlich! — Ich weiß auch nicht, was ich nur habe? — (Plötzlich, nervös mit beiden Händen nach den Schläfen fahrend, mit dem Fuß aufstampfend): Aber so trag doch die Rosen weg!! — Dieser Geruch legt sich einem ja auf alle Nerven!! — Nun geh, geh, geh!! —

Ottilie (begiebt sich zum Tisch, trägt die Rosen links hinaus).

Hubert (finster hin und her).

Ottilie (kommt wieder zurück).

Hubert (sinkt wieder in seinen Sessel, sitzt eine Weile vor sich hin brütend; plötzlich): Du! Ich bin alt, nicht wahr? Habe ja da schon einen ganzen Büschel weißer Haare!

Ottilie (schweigt).

Hubert (sie mit einem ironischen Lächeln fixierend): Du! Sag mal! Tilli! Hast du mich lieb? — Hehe!

Ottilie (schweigt).

Hubert (finster vor sich hinblickend, zwischen den Zähnen durch): Nun?

Ottilie (flehend halb weinend): Hubert! Wen sonst?

Hubert (lacht): Ah, aber natürlich hast du mich lieb! Warum solltest du mich auch nicht lieb haben! Lieb haben . . . hehe! . . .

(Plötzlich lustig, scherzend): Du! Tilli! — Sag mal: aber hat er dir denn nun schon eine Erklärung gemacht? Wie? — Hm?

Ottilie (äußerst verlegen).

Hubert (wie oben): Du! — Hm?! — Wie?! — Na?! — Na, aber sag' doch!

Ottilie (steht da, mit eingekniffener Lippe).

Hubert (erhebt sich, geht gemütlich zu ihr hin): Nicht? — Na aber selbstverständlich! — (Plötzlich wieder nervös, mit den Zähnen knirschend, aufstampfend): Mein Gott, steh' nicht so stumm und stumpf da! — (Wieder scherzend):

Sollte das etwa schlechtes Gewissen sein? — Hahaha! — Du! — He?

Ottilie (flehend): Hubert!

Hubert: Na aber, mein Gott! so hab' doch ein bißchen Humor! Erzähl' mir doch! — Ich bitte dich, was sollte denn weiter dabei sein? — Also: er liebt dich, liebt dich — unsagbar! — Wie?! — Aber mein Gott, so sag doch! Sprich! Erzähle! — Ich weiß ja doch: natürlich!, daß es nicht der Fall ist! Er ist dir nicht zu Füßen gefallen, hat dir keine Erklärung gemacht! — Hehe! — Selbstverständlich nicht! Du würdest dir und mir so etwas nie gefallen lassen! Denn du — liebst mich, hehe! — Nur mich! — Indessen, mein Gott! warum sollten wir uns nicht vorstellen können, daß es dennoch der Fall gewesen wäre, und wir könnten uns doch ganz prächtig damit unterhalten? — Warum dieser seltsame Mangel an — Laune? — Tilli! — Hm? — Wie?! — Hehe!

Ottilie (gepeinigt): Ah, laß das!

Hubert: Aber — pardon. Ich bin eben ein bißchen — eifersüchtig. —

Ottilie: O, wohl nur zu wahr!

Hubert (in einer seltsamen, nervösen Weise auf und ab, mit schiefem Blick vor sich hin sehend): Eh — ja ja ja ja! — Gewiß, gewiß! — Ich kerkre dich ein! Lasse dich mit niemand zusammen! Halte dich wie eine Ge-

fangene! — Aus — Eifersucht! — Hm! — Aus Eifersucht! Lediglich aus Eifersucht! — Gewiß, gewiß, gewiß!

Ottilie: O, und ist es nicht so!

Hubert (wie vorhin): Jajajaja! — Verkümmre dir deine Jugend! Feßle dich an die Launen und Grillen meines Alters! — Jajaja! — Gewiß, gewiß! — Aus Eifersucht! Lediglich aus Eifersucht! — Verhänge dir sozusagen Licht und Sonne! — Und draußen ist das schöne, bunte, sonnige, fröhliche Leben! Das schöne, bunte, sonnige . . . Jajajaja! — Verkümmre dir deine Jugend! Halte dich wie eine Sklavin, aber nicht wie mein Weib! — Jajaja! — Gewiß! — Und — aus Eifersucht! Aus Eifersucht! — Wahr! Wahr! — Aus Eifersucht! Aus unsinniger Eifersucht! — Bin ein Narr! Ein alter Narr! Nicht?

Ottilie (steht da mit zuckendem Mund, blickt vor sich hin).

(Pause.)

Hubert (läßt sich wieder nieder; sitzt eine Weile nachdenklich da, dann ruhig, verändert): Aber, na also, Kind! Weg damit! — Ich denke, du wirst mir die Freude machen und dich porträtieren lassen? — Er hat dir ja das Bild gebracht? — (Das Bild ansehend). Übrigens: wirklich ein prächtiges Bildchen! — Nun ja! Und eine Liebe ist ja wohl der andern wert, hehe!

Ottilie (erleichtert, erfreut): O ja, nicht wahr?

Hubert (lacht kurz vor sich hin): Sieh, sieh! — Man taut auf? Man bekommt gute Laune?

Ottilie (zu ihm hineilend, ihn umfangend): Hubert!

Hubert: Schon gut!

Ottilie (dringlicher, mit thränender Stimme): Hubert!

Hubert: Ah, sei so gut! — (Sie abwehrend, erhebt sich, thut ein paar Schritte, plötzlich sich nach ihr umwendend, mit Empfindung): Tilli, ist heute deine Katze gekommen?

Ottilie (stürmt auf ihn zu, umarmt ihn).

Hubert (ihre Umarmung leicht erwiedernd).

Ottilie: O Hubert!

Hubert (sie plötzlich unsanft von sich stoßend, heiser, rauh): Ah, du! Geh fort! — Mitleid ist das! — Wie?! — Nicht?! — Mitleid! Mitleid! — (Mit heiserem Lachen): Nur — Mitleid! — Man ist ja jung und schön und lebenslustig, und — gut! Nicht wahr? — Gut! — Hat so ein weiches und mitleidiges Herz für einen alten, gebrechlichen Mann! Ein so — selbstentsagendes, so — aufopferndes Herz! — Leidet im stillen! — Leidet! — Verblutet im stillen! — Verdorrt wie eine Blume im Dunklen! — Hehe! — Hehe! — Das Leben ist so bunt und lustig, und die Menschen sind so lustig und prächtig, und . . . hehe! — Wie?! — Und nun so im Dunklen verkümmern zu müssen! An einen alten Menschen gekettet zu sein! An einen — Menschenhasser! In einen verdorrten, galligen Sonderling! Du! — Wie?! — Sage! — Wie?! — (Lacht ironisch).

Ottilie (schweigt mit dem Ausdruck tiefen, inneren Leidens).

Hubert (sie fixierend, mit verzerrtem Gesicht): Gekettet! — An einen Menschen, man kann sagen: an einen direkt bösen Menschen, kann man sagen. — Hehe! — An einen — Egoisten, der nichts versteht, als einen zu peinigen! — Wie?! — Hm? — Du! — Sage! —

Ottilie (aufstöhnend): Ah! Mach mich nicht — wahnsinnig!

Hubert: Hehe! — An einen Kerkermeister! einen — Folterknecht! — Wie?! — Ah nein, richtig! Ein alter kranker Hypochonder, den man bemitleiden muß, weil er ja doch auch wieder so seine guten Seiten hat; und weil es ja doch auch wieder so golden von ihm ist, daß er einen liebt bis zum Wahnsinn, nicht wahr? — Hörst du? — Bis zum — Wahnsinn! — Bis zum — Verbrechen! — Der nichts weiß, nichts sinnt, als wie er seinem Liebling ein warmes, weiches Nest sichert! — Der für ihn scharrt und errafft mit allen Mitteln; der für ihn stiehlt und betrügt! — Wie?

Ottilie (stöhnt auf).

Hubert (sinkt müde in einen Sessel, sie fixierend): O diese leidende, elegische Schönheit! Diese Nuance von Würde! Von der Würde des — Leides! — Hehe! — Diese sanfte Schwermut über die Stirn! Dieser unsagbare, hinreißende Hauch um die Mundwinkel! — Hehe! — (Plötzlich aufrichtig, und begeistert): O Tilli,

bist du schön! — du! — Hörst du?! — Weißt du, ich — liebe das! — (Erhebt sich, tritt zu ihr hin, ihr leidenschaftlich zuflüsternd): Ich liebe das! Ich liebe diese Schönheit bis zum Wahnsinn! Und — Tilli! um dieser Schönheit willen quäl' ich dich, peinige ich dich! Peinige dich mit der raffiniertesten Absicht, Tilli! — Hm? — Hörst du? — Nicht wahr?

Ottilie (preßt, halb abgewandt, die Hände an die Stirn, stöhnt).

Hubert: Hm! Na, und bist doch mein liebes Vögelchen, mein liebes Kanarienvögelchen! Nicht wahr? — Das mir nie entrinnen wird, das mir nie entrinnen kann! — Das in meinem unlösbaren Bann ist, hypnotisiert wie ein Vögelchen von einer Schlange. — Hehe! — Du! Wie?! — (In einem anderen, ruhigen Ton): Na, und nun aber im Ernst, liebes Kind, Tilli! Ich bin natürlich gar nicht eifersüchtig! Du wirst mir im Ernst eine solche Geschmacklosigkeit ja doch nicht zutrauen wollen! Was hätte ich denn für eine Ursache eifersüchtig zu sein. Denn sieh, Tilli! Du bist mir ja sicher wie meine rechte Hand; nicht? Hehe! —

(Eindringlich, zärtlich): Nein, liebes Kind! — Höre! Komm! Laß uns gut sein, nicht wahr? — Tilli! — Höre!

Ottilie (wendet sich ihm mit einem großen, vertrauenden Blick zu).

Hubert (faßt ihre Hand): Hehe! — Sieh, ich ver-

stehe dich ja vollkommen. — Er ist so ein lieber, goldener, guter, netter Kerl und so ein hübscher Junge, so ein wirklich hübscher — Page! — Hehe! — Nicht wahr?

Ottilie (leise): Hubert, er soll ja nie wieder zu uns kommen.

Hubert: Hahahaha! — Aber Schatz! Liebling! Engel! Tilli! Mein Dummkopf! Nicht doch! Nicht doch! — Hahahaha! — Dummkopf! Erst recht sollst du dir den Spaß gönnen! — Er soll dich anbeten, vergöttern! — Er ist ja doch so allerliebst! Ich bitte dich, warum nicht?! — Sieh, ich weiß ja, daß du ihn gern hast! Ich hab' ihn ja auch gern! — Vielleicht der einzige Mensch, den ich mag! Er ist ja wirklich so ein netter, goldner, frischer Bursche! — Hahaha! — Ich bitte dich warum nicht?! — Nein nein! du wirst dich von ihm porträtieren lassen! Du wirst täglich auf seinem Atelier sein! Er wird dir den Hof machen und du wirst den köstlichen Zeitvertreib haben! — Hahahaha!

Ottilie (in großer Verwirrung): Ach nein, nein . . .

Hubert: Aber selbstverständlich! — Hehe! — Und, du siehst: ich lasse dir ja den Faden — lang! — Ich verspreche dir feierlichst: so lang als nur möglich! — Hehe! —

Ottilie (von ihm ab, hastig): Ach, sei still!

Hubert: Hehe.

Ottilie (auf ihn zu, seine Hände erfassend, leidenschaftlich zu ihm aufsehend): O Hubert! Hubert! — . . .

II.

Wenzels Atelier. — Ein großer mit einem bescheidenen Comfort ausgestatteter Raum. Die Wand zur Linken wird zum größten Teil von einem breiten Fenster eingenommen. In der Mitte des Hintergrundes befindet sich eine kleine Thür; rechts gegen den Vordergrund eine zweite Thür. Neben dieser Thür steht ein Divan mit Tisch und Sesseln. Auf dem Tisch steht eine Vase mit einem großen Fliederstrauß mit Theerosen dazwischen. — Bei dem Fenster steht eine Staffelei mit Bild darauf. In der Nähe der Staffelei ein Podium zum Modell-stehen. Ein Sessel auf dem Podium.

Es ist ein freundlicher, heller Vormittag.

Wenzel steht, eine kurze Shagpfeife rauchend vor der Staffelei und arbeitet.

Wenzel (tritt nach einem letzten, prüfenden Blick von der Staffelei weg): So! Und nun? — (Sieht nach der Uhr; munter): Könnten Sie ja wohl erscheinen, Madam'? — (Macht sich im Atelier herum zu schaffen).

Ottilie (tritt durch die Thür rechts herein; sie hat die neue Robe angelegt, ist in großer Toilette; sieht bleich, ermüdet und gedrückt aus).

Wenzel (wie geblendet die Hand über die Augen haltend): Ah! — (Eilt auf sie zu, ergreift ihre Hand): Aber so — still? So bleich?

Ottilie (müde, mit abgewendetem Blick): Ja, ich weiß

nicht, ob sich's heute überhaupt lohnt? — Ich — möchte mich setzen . . .

Wenzel: Was ist . . . Kommen Sie! — (Führt sie zu den Sesseln).

Ottilie (läßt sich matt nieder): Ach Gott, wie schön 's bei Ihnen ist! — (Den Flieder bemerkend): Ach nein, sehn Sie doch: der herrliche Flieder! Flieder und Rosen! — (Lacht, beugt sich zu dem Strauß und riecht daran): Es is' als wenn bei Ihnen nur immer Sonne sein könnte! — Wenzel! aber nun machen Sie mal nich' so'n besorgtes Gesicht, hören Sie? — (Sie lacht; erhebt sich). Lassen Sie mal sehn? — Haben Sie inzwischen weiter gearbeitet? — (Hat sich, von Wenzel gefolgt, zur Staffelei begeben). Nein! Das bin ich?!

Wenzel (lächelnd): Ja! ich denke: so ziemlich.

Ottilie: Ja, so ziemlich, Sie! — Denn gestehen Sie nur, daß Sie ganz gehörig geschmeichelt haben!

Wenzel (sie betrachtend): Geschmeichelt . . . Wie wunderbar Sie rot werden! — Wenn ich das nun wieder festhalten könnte! — Ja, sehn Sie: da steh ich nun hier so recht wie ein armer Stümper! — Natur! Natur! — (Seufzt).

Ottilie: Wie Sie reden, Wenzel!

Wenzel: Wie denn?

Ottilie (nachdenklich): So anders wie gewöhnlich.

Wenzel: Wie „anders"?

Ottilie (verlegen): Als wenn Sie ein Anderer wären.

Wenzel: Und wie bin ich — gewöhnlich?

Ottilie: Ich — weiß nicht.

Wenzel: Nun, wie denn? — Warum wollen Sie's nicht sagen?

Ottilie: So lieb und golden.

Wenzel: Ah soso! — Und jetzt bin ich's nicht?

Ottilie: Ach nein, was wir auch reden.

Wenzel: Und Sie mögen mich am liebsten so, wie ich — gewöhnlich bin? So — lieb und golden? Nicht?

Ottilie: Wenzel! Sind Sie mir bös?

Wenzel: Ich möchte wissen, wie ich das jemals zu Stande bringen sollte! — Nein! — Aber vielleicht hab' ich den Ehrgeiz, für Sie etwas mehr und anderes zu sein, als ein — goldener Kerl. — Freilich: das ist ja wohl ein allzu unbescheidener Ehrgeiz.

Ottilie (schweigt).

Wenzel (lachend): Also, lieb und golden; mit anderen Worten: angenehm stumpfsinniger Kerl. Nicht?

Ottilie: Wenzel . . . .

Wenzel: Na, unser Gespräch kommt auf ein Gebiet, das ja wohl bei Strafe nicht betreten werden darf. —

Aber nein nein! ich habe gar nicht geschmeichelt. — Denn offen gestanden: in meiner Kunst bin ich ein sehr feierlicher Mensch und meinetwegen, wie Sie sagen, ein — anderer. — (Lacht). — Sie brauchen nicht zu besorgen, daß mein Pinsel — so besonders — galant gewesen ist. — Sehen Sie, wie Sie so vor mir auf dem Podium saßen, da waren Sie für mich nur das Weib, ganz und gar das Weib; wissen Sie: das — Problem, das — Rätsel, das — Gott, nun ja! — Weib! — Und das sind Sie, Ottilie! Weib, ganz und gar — Weib! — (Lacht). Sehn Sie, meine Künstlerextase macht mich zum — Psychologen. — (Vor dem Bild): Hm! — Ja! — Ich denke, es ist mir wirklich ziemlich gelungen! — Nur freilich — (seufzt) es bleibt ja doch immer ein Rest. Wie Sie zum Beispiel da vorhin rot wurden. — Es taucht doch immer noch was Neues und Unerwartetes auf; oft geradezu — teuflisch unvermutet! — (Lacht). Man bleibt der Natur gegenüber eben in allen Fällen schließlich ein — Dummkopf! — Na! — (Lacht).

Ottilie (befangen): Wenzel, wollen wir anfangen.

Wenzel: Ja? Wenn Sie Lust haben?

Ottilie: Ach, wissen Sie: eigentlich heute nicht. — (Sich über die Stirn streichend): Ich bin so müde.

Wenzel: Hm! — Müde?

Ottilie: Wenzel?

Wenzel: Ja?

Ottilie: Ach ja! — (Leise, hastig): Nein nein, ich meine nur: Sie sind heute so sonderbar. -- Überhaupt: was Sie vorhin sagten: Das is wahr. — (Verlegen): Wissen Sie, ich hätte manchmal weglaufen können, wenn Sie malten. — Ich habe mich so geschämt; ich war so — verlegen. — Als wenn Sie . . . Sie waren mir mit einem Mal so — fremd. Ich kam mir so — dumm vor; als ob ich ein rechtes kleines dummes Mädel wär. —

Wenzel (lacht): Jedenfalls nicht mehr so eine gar — alte Frau, für die Sie sich ja mit Vorliebe ausgeben.

Ottilie: Wenzel, nun sind Sie mit dem Bilde bald fertig? Nicht wahr?

Wenzel: Und da sind Sie wohl froh, daß Sie's nicht mehr mit so einem feierlichen Menschen zu thun haben? Nicht wahr?

Ottilie: Wenzel, ich habe Sie wohl oft nicht so recht behandelt, wie sich's gehört hätte.

Wenzel (der den Vorhang am Fenster zurückgeschoben hat und durch die Scheiben sieht): O, seien Sie still!

Ottilie (stellt sich neben ihn an's Fenster; leise, nachdenklich): Was Sie hier für eine herrliche Aussicht haben! Das reine Panorama! —

Wenzel: Ja ja. —

Ottilie (wie vorhin): So ein schöner, weiter, freier Blick! — Es lockt ein' ordentlich. —

(Pause.)

Ottilie (plötzlich, mit Zorn und unterdrücktem Schmerz): Er hat mich — geschlagen.

Wenzel (zuckt zusammen, die Fäuste ballend): Wie?! — Was?! — Geschlagen?!

Ottilie (wie vorhin): Ha! — Wenn's bloß das wär'! — Aber er peinigt mich Tag für Tag! — Ach es ist nicht zu sagen!

Wenzel (auf und ab, seinen Zorn bändigend): Geschlagen! — Geschlagen!

Ottilie: Warum sind Sie gekommen, Wenzel! Weshalb hab' ich Sie jemals zu sehn gekriegt!

Wenzel: Geschlagen . . .

Ottilie: Hahahaha! — Wenn's bloß das wäre! — (Bricht in ein verzweifeltes, schmerzliches Weinen aus). Das wäre wohl ganz und gar noch eine Wohlthat! — Ah, lieber das, als alles andre! — Aber die — Marter! — Die — Folter! — Diese Eifersucht! — Und warum hat er denn dann überhaupt zugegeben, daß ich mit Ihnen verkehrte, daß Sie mich malen konnten? —

Ach wie ich ihn hasse! — Ich — könnte ihn morden! Morden! — Ich habe Augenblicke, wenn er sich etwa hingelegt hat und schläft: ich — könnte ein Messer nehmen und . . . Hahaha! — Haha! — Oh, oh, oh . . .

(Schauernd). Aber er macht ja mit mir, was er will? — Ah, und er kann so hinreißend liebens-

würdig sein! Und dann bin ich nichts, nichts, Wenzel! Nichts! — Dann kann ich nichts, nichts, nichts, als ihn nur wahnsinnig, wahnsinnig lieb haben! — Und alles, alles, alles ist vergessen: Knechtschaft, Mißtrauen, Eifersucht, Verachtung, Mißhandlungen . . .

(Verzweifelt): Wenzel! O, können Sie das fassen?! — Begreifen Sie das?! — Fassen, fassen Sie diese — Schande?! — Hahahaha! —

Wie?! — Nicht?! — (Lacht). — Ah, Sie Lieber, Guter! — Lieber, guter, bester Wenzel! — (Eilt auf ihn zu, ergreift und preßt seine Hände).

Aber na, ich habe ja doch auch wieder so meine kleinen — Genugthuungen! — Hahahaha! — Denn, die — Hölle, die er is! — Die — Hölle! — Hahaha! — Das ewige gespannte Mißtrauen! — Diese ewige Eifersucht, die er doch so gern unterkriegen möchte, vor der er sich so schämt! — Ach, diese — Hölle! Diese — Hölle! — Hahahaha! —

(Eilt auf den Flieder zu). Ach nein, der Flieder! — (Beugt sich drüber). Der schöne, schöne, schöne helle Flieder! — Wie lauter, lauter Sonne und — frische Luft! — O, reine, frische Bergluft! — Lauter Blütengärten: silberweiß, rosa, lila, golden und ganz ganz freier, klarer, reiner Himmel drüber! — Nicht? — Reiner, frischer Frühlingshimmel! — Wie! — Hahaha! —

Na, Wenzel? Was sagen Sie zu alledem? — Wie?

Wenzel (still): daß es mir ein Rätsel ist! Ein unfaßbares Rätsel!

Ottilie (schnell auf ihn zu, streichelt ihn, lacht): Sie Guter! -- Wenzel! — (Küßt ihn in ihrer Ertase). — Wie Sie schamhaft sind! — Ach wüßten Sie, wie gut ich Ihnen bin! — Wenzel! —

Ein Rätsel! — Ein unfaßbar dunkles Rätsel! — Ja ja ja ja! — (Bricht in Schluchzen aus).

Wenzel (schmerzlich): Ottilie!

Ottilie (wie zuletzt).

Wenzel: Ottilie!

Ottilie (ihn durch Thränen lächelnd ansehend): Wenzel?

Wenzel (mit den Zähnen knirschend): Oh, ich — kann Sie nicht weinen sehn! — (Ballt die Fäuste): Ah, wenn, wenn, wenn . . .

Ottilie (lacht): Wenzel! — Wenzel!

Wenzel (blickt beiseit, mit seinem Zorn ringend).

Ottilie (auf ihn zu, lachend): Wenzel! — Nein, Sie lieber, guter Kerl! — Hahaha! — Kommen Sie! — Kommen Sie! — Wir wollen ein bißchen durch's Fenster sehn! Das is so amüsant! — Kommen Sie! — Seien Sie gut! — Nicht mehr so'n Gesicht! — Ich bin eben — langweilig gewesen! — Also gut?! — Nicht?! —

Wenzel (mit einem zauderntem Lächeln): Ja ja. —

(Sie treten an's Fenster.)

Ottilie: Ah, sehn Sie nur! — Sehen Sie:

die — Wölkchen da hinten über'm Wald! — Hahaha! — Es steckt ordentlich an, nicht? — In alle Welt möchte man hinein reisen! — Nicht?

Wenzel: Ja. — Ja. —

Ottilie: Oder wenn die Schwalben so am Fenster vorbeistreifen. — Wie? —

Wenzel: Ja. —

Ottilie: Sie sind schon viel herumgekommen, nicht?

Wenzel: Ja; wohl schon. — (Kleine Pause). — O ja! Jetzt, im Frühling! — So durch — Thüringen. — Durch das schöne — Thüringen.

Ottilie (ihn begierig ansehend): Durch Thüringen! Thüringen! — Ja? —

Wenzel (lächelnd): Ein Garten! Ein einziger Garten! — Die kleinen Nester versinken in Blüten!

Ottilie (wie vorhin): In Blüten . . .

Wenzel: Und die schönen hellen Wiesenthäler und die freundlichen Wälder! Und die roten Ortschaften an den Berglehnen in die Höhe, oder so recht behaglich in den breiten Thalmulden! — (Immer etwas zaudernd, befangen): Oder Sie gehen so zwischen den netten hellen Häusern hin, bergauf, bergab. — Alles ist eine einzige Romantik! — In Thüringen ist alles — romantisch! —

Ottilie (mit naiver Freude): Ah, Wenzel! erzählen Sie! Erzählen Sie! — Erzählen Sie doch! — (Klatscht in die Hände.)

13*

Wenzel (lächelnd, von ihrer Freude angespornt): Ja! — Und man bleibt dann meinetwegen den Frühling über in Thüringen; so in Ruhla Apolda, Eisenach oder etwa in Schwarzburg. Na, und dann, wenn der Sommer kommt, so allmählich durch den schönen Rheingau; man ist in Basel, sieht den schönen, grünen Rhein und freut sich über die vielen gesunden Gesichter, die in der herrlichen Luft an einem vorbeigehen; dann vielleicht Bern. So ein paar Stunden auf dem „Schänzli"; der Blick über die Stadt und auf die weißen Gletscher, die so hoch und großartig in den blauen Himmel hineingehen, so phantomatisch-traumhaft und doch so gewaltig und erhaben. Und dann setzt man sich in so einem schönen, breiten Alpenthal fest, bleibt den Sommer über. Dann die oberitalischen Seeen, und weiter — Rom. — Sie sitzen auf dem Dach Ihrer Villa. Es ist Abend und die Sonne geht unter. Drüben die feuerroten Sabinerberge und die orangegoldige Ebene; und Tivoli, mattgolden zwischen schwarzen Pinien. — Und dann, Neapel. — Der Golf. — Der Vesuv. — Ischia, Capri und Sorrent. — Sizilien, Palermo. — Nordafrika. — Marocco. — Die Pyramiden von Gizeh und das Nilthal. —

Ottilie: Ah! Wie sagen Sie? Die — Pyramiden von Gizeh! — Wie das is! —

Wenzel (lacht): So wunderbar märchenhaft

erhaben über Dachrinnen, Hofperspektiven, Schornsteine und — Klingelbolle!

Ottilie (lacht, naiv, amüsiert).

Wenzel: Freilich! Freilich! — Ah was! Flügel! Flügel! Flügel! — Wandern! Wandern! — Wandern is Leben! — Stillhocken heißt Tod!

Ottilie (ihn mit leuchtenden Augen anblickend, wiederholt): Wandern! — Wandern! —

Wenzel (eine Weile auf und ab, dann wieder zu ihr hin, sie anblickend): Ottilie! — Ottilie! —

Ottilie (hastig): Ich . . . Ich habe Sie — gelangweilt vorhin. —

Wenzel: Wie denn? Gelangweilt, Ottilie?

Ottilie (verlegen, hastig): Hehe! — Hehe! — Eh — Wenzel, haben Sie eine Cigarette für mich? — Ja? — Bitte, geben Sie mir eine Cigarette.

Wenzel: Eine — Cigarette?

Ottilie: Ja.

Wenzel: Rauchen Sie denn?

Ottilie: Ah freilich! — Gern sogar. — Wie eine — Odaliske! — Hahaha! —

Wenzel: Wie eine — Odaliske.

Ottilie: Haben Sie nicht gedacht, nicht wahr?

Wenzel: Nein . . .

Ottilie: Ja, sehen Sie? Da haben Sie mich doch unterschätzt? — Haha! —

Wenzel (präsentiert sein Etui): Bitte. —

Ottilie: Haha! — Russen?

Wenzel: Ja. — (Giebt ihr Feuer).

Ottilie (raucht an. — Dann hastig): Aber nun wollen wir keine Dummheiten mehr machen! Nicht wahr?

Wenzel: Nennen Sie das — Dummheiten, Ottilie?

Ottilie (beim Fenster, hastig): Ja. — Ja. —

(Pause.)

Wenzel: Ottilie! Sie — weichen mir aus.

Ottilie (müde): Ah, ich weiß nicht? — Ich — bin so müde. — Mir ist so — wirr im Kopf ... Ich — weiß nicht ...

Wenzel (dringlich): Ottilie? Fühlen Sie nicht die schöne, goldne Freiheit ...

Ottilie (hastig, flehentlich): Nein nein, Wenzel! — Nicht mehr! Nicht mehr! — (Flehend): O schweigen Sie! —

(Pause.)

Wenzel (finster, entschlossen): Gut, Ottilie! Aber dann muß ich Ihnen etwas sagen! Dann — wollen wir diesen Verkehr — aufgeben. — Kommen Sie nicht mehr zu mir. Überhaupt wollen wir uns dann nicht mehr sehn. — (Heftiger): Ich kann dieses halbe ungewisse Verhältnis nicht mehr ertragen! — Das geht über meine Kräfte! — (Bitter). Ich mag Ihnen ein lieber goldener Kerl sein; ich mag Ihnen

ja wohl ein — Sonnenblick sein, wie Sie sagen und das ist ja meinetwegen alles ganz schön und gut, ich mag Ihnen ja wohl bei alledem auch noch viel zu danken haben; aber, Sie sehen: es führt eben auf die Dauer zu — Dummheiten, wie Sie sagen. — Sie haben wohl noch nie so recht daran gedacht. —

Ottilie (tief erschrocken und betroffen): O! Wenzel! Wie?!

Wenzel (bitter): Nicht wahr? Ich habe recht. — Wir machen wohl am besten mit alledem ein Ende. — Freundschaft! Gewiß ein recht schönes Ideal, aber, Sie sehen — meine Kräfte reichen, unter diesen Umständen, eben nicht aus.

Ottilie: Ah! — (Hände vorm Gesicht, läuft sie gegen die Thür rechts hin).

Wenzel (hinter ihr her, sie gleichsam zurückhaltend): Ottilie! —

Ottilie (bleibt stehen, ihm den Rücken zugewandt, Hände noch vorm Gesicht).

Wenzel (bei ihr): Ottilie! Hab' ich Sie gekränkt? — Hab' ich Ihnen weh gethan? — (Sie umfassend): O weinen Sie nicht! — Weinen Sie nicht!! — (Ihr zuflüsternd): Ottilie, muß, muß es denn bloß — Freundschaft, darf es denn wirklich nichts anderes sein, was uns — bindet? — Ottilie! — Hören Sie? — Können Sie . . . Ottilie! Kannst du wirklich, wirklich nicht los aus diesem — Verhältnis,

aus diesem — Ottilie! — aus diesem — Zustande?! — Ottilie!

Ottilie (blickt ihr an, leise, flehend): Wenzel.

Wenzel: Nun? Ottilie? — (Er hält sie noch immer umfaßt).

Ottilie: Wenzel, ich . . . O Gott! . . . Wenzel! Mein Guter! . . .

Hubert (tritt durch die Thür rechts ein; steht, von ihnen unbemerkt, einen Moment an der Thür, räuspert sich; spricht in seiner ruhigen, zwischen Weise, lächelnd): Ach, pardon! ich . . .

Wenzel (und Ottilie fahren auseinander).

Hubert (wie vorhin): — störe?

(Pause.)

Verzeihung? — (Näher tretend). Aber, ich bin eben nach Hause gekommen und wollte doch mal sehen, was die Arbeit inzwischen für Fortschritte gemacht hat? — Hehe! —

(Ist langsam auf die Staffelei zugegangen und steht nun vor dem Bild.)

Prächtig! Prächtig! — Geradezu überraschend fein und — beseelt. — Hehe! — Eine so — feine und — charakteristische, — intime Kunst! — So voll — Empfindung. (Geht auf Wenzel zu). Mein Kompliment! Mein aufrichtiges Kompliment mein lieber Herr Wenzel! — (Nimmt seine Hand und schüttelt sie). Mein aufrichtiges Kompliment! — Hehe! — Hm! —

(Beginnt umherzugehen und die Bilder, Skizzen und Gegenstände des Ateliers zu betrachten; bleibt vor einem der Bilder stehen). Ah! Ein italienisches Winzerfest! Nicht wahr? — Italische

Sonne und — Leidenschaft. — Der bacchantische Höhepunkt der Situation, sozusagen! nicht wahr? — Da hinten giebts sogar eine herzhafte Prügelei. — Hehe! — Sehr viel Stimmung! Sehr viel Temperament! Man bekommt förmlich Lust zu — zechen. — Hahahaha. —

(Geht wieder zum Porträt, betrachtet es): Ja ja. — Hehe! — Nein, ich gratuliere. Gratuliere wirklich! — Und — hahaha! — man müßte das eigentlich wirklich mit einem guten Tropfen — begießen! — Hahaha! — Wollen wir? — Ah gewiß! Sie machen mir das Vergnügen?

Tilli, du bist wohl so gut und besorgst uns Wein herüber? Du weißt Bescheid?

Ottilie (zögert einen Moment).

Hubert (mit gekniffenen Augen): Eh — nicht wahr?

Ottilie (durch die Thür rechts ab).

Hubert (der ihr nachgesehen hat, nun sich plötzlich Wenzel zuwendend): Hahaha! — (Läßt sich auf einem der Sessel beim Sofatisch nieder). Wir machen's uns inzwischen bequem? Nicht wahr? — Hehe! —

Wenzel (läßt sich zögernd nieder).

Hubert (ihn mit einem Lächeln einen Augenblick fixierend): Hm! — Aber wir könnten uns wohl eine Cigarre anstecken? — Es plaudert sich besser so. — Hehe! — (Holt sein Etui hervor). Und ich freue mich wirklich außerordentlich, mal ein Plauderstündchen

mit Ihnen halten zu können. — darf ich bitten? — (Hält Wenzel das Etui hin).

Wenzel (nach momentanem Zögern): Ich . . . Hm! — (Verlegenes Räuspern). Danke! — (Hat sich bedient).

Hubert: Hehe! — (Reicht ihm Feuer).

(Sie zünden ihre Cigarren an).

Hubert: Leider nehmen mich ja meine Geschäfte meist so in Anspruch, daß . . . Ae! — (Stäubt sich den Rockärmel ab. — Raucht anhaltend, mit gekniffenen Augen vor sich hinblickend). Man versauert wirklich; man versauert ganz und gar. — Hehe! — Sie glauben nicht, wie ich Sie um Ihre schöne Künstlerfreiheit beneide, der die Welt und das Leben und alles — Schöne — offen steht. — Ja, man ist leider ein Praktikus, mein lieber Herr Wenzel!, ein Praktikus, der es mit den weniger schönen Seiten des Lebens zu thun hat; was seine Folgen hat, was seine Folgen hat! Wie? — Hehe! — Wissen Sie, wie so ein Schmetterling von einer Blume zur anderen, von einer Schönheit zur anderen zu — schweben . . . — Von einer Blume zur . . . — Jajaja! — Wie? — Eh, man ist eben zu — schwerblütig; zu — schwerblütig. — Aber . . .

Ottilie (kommt mit Wein und Gläser).

Hubert (sich ihr zuwendend): Ach, da kommt ja die Dame des Hauses! — Nun? — Siehst du, wir haben's uns inzwischen bequem gemacht,

haben uns eine — Friedenspfeife angezündet. — Hehehe! — Aber, was hast du uns denn da gebracht? — (Liest die Etiquette). Rüdesheimer! — Rüdesheimer! — Hm! — Na sieh, das wäre ja wohl ein glücklicher Griff gewesen; wie, Herr Wenzel? — Es ist wirklich ein gutes, altes, trinkbares Weinchen, das ich Ihnen mit bestem Gewissen empfehlen kann. — Hehe! — Aber, darf ich bitten? Sie haben vielleicht einen — Pfropfenzieher zur Hand? Meine gute Tilli hat leider — vergessen . . .

Wenzel: Ja. — Ja. — (Erhebt sich, das Gewünschte herbeizuholen).

Hubert: Willst du dich nicht setzen, liebes Kind? Wie? —

Ottilie (nimmt schweigend Platz).

Wenzel (bringt den Pfropfenzieher).

Hubert: Merci. — Aber, wie ist denn das? Du hast ja nur zwei Gläser gebracht? Du wirst uns doch daß Vergnügen machen, mitzuhalten?

Ottilie: Ich . . .

Hubert: Aber natürlich doch! — Eh — hm! — Ach, vielleicht haben Sie auch gleich ein drittes Glas zur Hand, bester Herr Wenzel? Vielleicht den venezianischen Kelch da? Diesen prächtigen rubinroten' Venezianer? — Wie? — Zwar nicht

ganz stilgerecht, indessen um so — origineller. — Hehe! —

Wenzel: Ja. — Ja. — (Erhebt sich und holt den Kelch herbei).

Hubert (der inzwischen die Flasche entkorkt hat): So, und nun — buvons? — Hehe! — (Schenkt ein). — Sie gestatten? — (Stößt mit Wenzel an, dann gegen Ottilie gewandt). Nun, Madame? — (Stößt mit ihr an. — Sie trinken. — Hubert trinkt sein Glas mit einem Zug leer. — Schenkt sich wieder ein). Sieh, sieh! Das war zugetrunken! — (In seinen Sessel zurückgelehnt, sich umschauend). Frische Blumen! — Flieder und Rosen! — Festlich! — Hehe! — Die Athmosphäre reizt zur Fröhlichkeit! — Ich weiß, Sie sind mir nicht besonders gut, mein lieber Herr Wenzel. Mein Gott! Der Unterschied der Jahre und der Charaktere. — Aber Sie sehen, ich bin kein Spielverderber. — Wie? — Hehe! — und halte schon noch mal mit, wenns fröhlich zugehen soll. — Gern sogar! — Und: lassen Sie uns mal ganz frei und offen darüber sprechen: ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet. Sie haben in unser, freilich recht einförmiges und zurückgezogenes Dasein so viel, wie soll ich sagen? — Munterkeit — hehe! — und — Frische, förmliche Frische gebracht. — Sie sind namentlich meiner Frau so viel gewesen . . . Hm! — eh! — Ihre beiderseitige Jugend hat Sie da in ein Verhältnis gebracht, das man ja wohl direkt

ein — freundschaftliches nennen kann; was mich freut! — Hehe! — Was mich aufrichtig freut, obgleich ich für meine Person, bis dato freilich ja dabei Ihrerseits wohl ein wenig zu kurz gekommen bin? — Hehe! — Na! —

Ottilie (seufzt).

Hubert (wendet sich ihr zu): Wie?! — Was?! — Ja, trinkt da nun aus Herrn Wenzels Glas, aus Herrn Wenzels schönem rubinrotem Kelch. — Ja, und nun sitzen wir hier wirklich einmal zu dritt beisammen, — und es ist sozusagen ein verwunderliches Zusammentreffen. — Hehe! — (Beugt sich zu Ottilie hinüber, nimmt den Kelch in die Hand, betrachtet ihn). Wirklich: ein prächtiges Exemplar! — Ich weiß nicht: es hat so etwas Besonderes, Festliches, geradezu Feierliches, der rote Kelch. — Sie haben ihn natürlich selbst aus Venedig mitgebracht? — Nicht wahr?

Wenzel: Ja. — Ja. —

Hubert: Und nun ist er in unsrer — ungewöhnlichen Tafelrunde in — ihrer Hand! — Hehe! —

(Lebhaft): Aber mein bester Herr Wenzel! ich bemerke eben, daß Sie ja vorhin kaum getrunken haben? Aber das gilt nicht! Das geht nicht! — Wollen Sie mir denn nicht ordentlich Bescheid geben? Sagt Ihnen vielleicht der Wein nicht zu?

Wenzel (hastig, zerstreut): O . . .

Hubert: Aber nicht wahr? — (Ergreift sein Glas). Sehen Sie diesen Kelch aus dem Land der Sonne und des — Temperamentes in der Hand der — Schönheit — hehehe! — möge er ein Symbol unsrer Fröhlichkeit sein! — Gehalten, dunkel, aber — belebt, konzentriert und funkelnd in — edler Glut! — Hehehe! — Und in diesem Sinne . . . hahaha! — Prosit, Herr Wenzel! — (Hält sein Glas hinüber.)

Wenzel (stößt an, nach einem Blick auf Ottilie). — Sie stoßen auch mit Ottilie an.

(Sie trinken aus).

Hubert: Bravo! — Hahahaha! — Sehen Sie: Mann! Herr! So gefallen Sie mir! — (Schenkt Wenzel wieder ein und füllt auch sein Glas von neuem; sieht einen Augenblick mit einem sonderbaren Lächeln vor sich hin, ergreift dann sein Glas und hält es gegen Ottilie hin): Tilli: auf dein, dein ganz besonderes Wohl! — (Stürzt den Inhalt des Glases hinunter).

(Erhebt sich plötzlich und geht auf und ab; bleibt dann stehen und mustert Ottilie).

Jung und strahlend wie eine Schönheitsgöttin! — Hehe! —

Nein nein! Aber es ist ja so natürlich! — Wie könnt' ich Ihnen übel nehmen, daß Sie sie lieben, mein lieber Herr Wenzel. — Es ist so überaus natürlich! — Hehehe! —

Wenzel (macht eine unruhige Bewegung).

Hubert (freundlich): Wie beliebt? — Hehe!

— Ja, nur zu begreiflich! — Denn ist es nicht so? Jugend fühlt sich zu Jugend hingezogen. Sie sind jung, lebhaft, temperamentvoll, spontan, mein lieber Herr Wenzel. Man kann ja darüber sprechen, offen darüber sprechen. — Und Sie haben ein gutes, mitleidiges und — sympathetisches Herz. Sie sehen ein junges, schönes Weib leiden, im, sagen wir, im Bann eines alten hypochonderischen Sonderlings, der nur zu viel Ursache hat, eifersüchtig zu sein. Das ist Ihnen unerträglich. — Hehe! — Wie viel Ehre macht das Ihrem Herzen, Ihrem Gemüt! — Und du, Tilli! wie begreiflich von dir, daß du das alles zu würdigen weißt! — Herr Wenzel ist die Jugend, ist das Leben, das an dich herandrängt, sonnig, frisch, mit tausend neuen und ungewohnten Eindrücken und — Verheißungen. Wie? — Habe ich recht? Hab' ich nicht recht? — Hehe! —

Sie sehen, ich denke billig, objektiv, ich habe ein Verständnis für Ihr beiderseitiges Verhältnis, bin ein verständiger Mensch; nicht? — Immerhin eine Tugend, die Sie an mir würdigen werden?! — Hehe! —

Tilli, sage! Wie? Wenn ich dich jetzt freigebe? Wenn ich jetzt nicht dein Mann bin, sondern wenn du etwa zwei Liebhaber vor dir hättest, wenn es dir jetzt nun völlig freisteht, zu wählen und dich zu entscheiden? Wie? — Sprich! — Sage! — Du kannst

frei und offen sprechen! — Hehe! — Nun? — Alles liegt bei dir! Du kannst dich entscheiden! Du bist frei! — Bist Herrin deines Entschlusses! — Wie du es immer warst. Hörst du? — Na? Was machen wir da nun wohl? Wie entscheiden wir uns, meine Kleine? — Wie? — Hehehe! —

(Pause).

Ottilie (bricht in Thränen aus).

Wenzel (macht eine zornige Bewegung): Ah! —

Hubert: Tilli am Scheidewege: — Hier die — Jugend und das — Leben und hier das Alter und die — Morosität! Wie? — Hehe! —

Wenzel: (mit hervorbrechender Entrüstung, aufspringend): Ach, das ist . . . das . . .

Hubert: Eh — beliebt, Herr Wenzel? — (Fixiert ihn einen Augenblick mit funkelnden Augen, dann): Sagen Sie, Sie lieben sie? Lieben sie? — Wie?! — He?! — (Höhnisches Lachen hinter zusammengepreßten Lippen).

Ottitie (erhebt sich besorgt).

Hubert: Und wissen Sie, was das bedeutet, sie lieben? Hier gerade diese Frau? — Hehe! — Nicht wahr, wir verstehen sie? Sie ist jung, schön, zutraulich, naiv, impulsiv, sie hat so ein zärtliches, gutes Herz, sie ist unberührt vom Leben wie ein Kind! — Wie? — Ah, und sie verdient, daß man ihr alle — „Freuden des Lebens“ erschließt, die ihr ein alter mürrischer „Tyrann“ versperrt! — Ein

„Kerkermeister ihrer Jugend“ oder wie wir sonst wohl in diesem Genre sagen könnten; nicht wahr? — Hehe! — So steht's! Das wissen wir! Das ist sicher und gewiß! — Ein unglückliches, tief zu beklagendes, junges, schönes, anbetungswürdiges Wesen! — Die reine Drachenjungfrau, der wir endlich einmal der erwartete Siegfried sein müssen! — Hehehe! — Bloß, im Vertrauen, bester Herr Wenzel! Glauben Sie der — gereifteren Erfahrung: ein Wesen, das bei aller — Anbetungswürdigkeit doch auch so ein ganz kleines bißchen, verstehen Sie? — Gänschen ist. — Hehe! —

Wenzel (mit ausbrechendem Zorn): Ah! —

Ottilie: Wenzel!

Hubert: Der edle Ritter! — (Wieder das sonderbare höhnische Lachen hinter zusammengepreßten Lippen). Wie? — Das ist der Gipfel der Nichtswürdigkeit! Das übersteigt die Grenzen! — Nun immerhin, aufrichtig gemeint! eine aufrichtige Warnung, mein bester Herr Wenzel! — Und ganz in Ihrem Interesse! Nur in Ihrem Interesse! — Lediglich die Warnung seines — väterlichen Freundes, hehe! — Sehen Sie: ich bin Realist, Thatsachenmensch! Wie sollte es anders sein? Das angebetete Götterbild hat eben auch so seine kleinen Schattenseiten. Und wir sind jung, Herr Wenzel! jung! — Wir sehen nur Licht, nur Licht! — Eine liebenswürdige Unvollkommenheit der

Jugend, immerhin eine Unvollkommenheit, für die mancher recht viel Lehrgeld bezahlen muß; und gerade das möchte ich Ihnen ersparen; und auch im Interesse meiner guten Tilli. — Und, verstehen Sie? für mich den Alten, ist sie ja gut so wie sie ist; noch viel zu gut. Ich bin mit ihr zufrieden. Sie ist mir, so wie sie ist alles in allem. Ich habe ja keine Illusionen mehr zu verlieren. — Hehe! — Und Sie haben ja so viel, Sie sind ja in einem wahren embarras de richesse; Ihnen lacht das Leben auf jedem Wege. — Sie haben die Schönheit, die Kunst und das Leben, wo Sie wollen. Ich habe nur und einzig hier meine gute kleine Tilli. — Und bin nun mal wunderlich: habe mit ihr alles in allem. — Hehehe!

(Zu Ottilie gewandt): Aber, Kind! nochmals: wie du willst. Ganz wie du willst. Prüfe dein Herz. Ich sage dir noch einmal: Du bist frei, völlig frei! — Und: Gott! eventuell wirst du eben eine Vergnügungsreise machen? — Hehe! — Ich kann dir's ja so ungefähr prophezeien: so bis Neapel, oder so: nicht wahr? Aber da wirst du natürlich schon allerlei südländische Konkurrenz zu bestehen haben; denn unsre liebe Frau von Milo ist eine neckische Dame, die in tausend Masken anbetungswürdig ist; und man ist eben jung und — Künstler. — Hehe! —

Wenzel: Ottilie!

Hubert: Hehe! — Kannst du noch widerstehen? — „Kennst du das Land, wo die Citronen blühen?"

Wie, Tilli? — Nun? — Hehe! —

Wenzel (außer sich, dringt mit einem Wutlaut auf Hubert ein).

Ottilie (stürzt sich zwischen sie): Ah, mein Gott — (Wirft sich mit lautem Weinen Hubert an den Hals): Hubert! — Aber nein doch, Hubert! — O, nein! — Nie! —

Wenzel (taumelt zurück).

Hubert: Tilli! — Hahahaha! (Sieht ihr in die Augen; mit Empfindung, leise, innig): Nicht, das würdest du mir nie anthun können? — Wie?

Ottilie (an seinen Augen haftend): O Hubert! —

Hubert: Im übrigen, Tilli! werden wir uns, denk' ich, von nun an wohl ein bißchen besser verstehen. — Verzeih, wenn ich es übersah, daß du — jung bist und noch so manches verlangst vom „Leben". — Hehe! — Und, du! meinst du nicht, daß ich dir alles, alles gern gebe?

Ottilie (weinend): O — du! — du! —

Hubert: Hehe! – Gut! — Laß! — (Macht sich sanft los; geht dann auf Wenzel zu).

Wenzel (steht finster da, mit gesenktem Blick).

Hubert (legt ihm die Hand auf die Schulter): Hehe! — Sie sehen, mein lieber Herr Wenzel: wetterwendisch ist das Weib, Schwachheit ihr Name! — Im übrigen:

aufrichtig! Herzlich! ich bedauere, daß wir uns nicht näher treten konnten, und ich wünsche Ihnen von Herzen alles Glück! — Das hier werden Sie bald überwinden! — Hehe! — Leben Sie wohl!

Ottilie (streift einen Ring von ihrem Finger, begiebt sich zu Wenzel hin, sanft, leise): Wenzel! — Nehmen Sie diesen Ring von mir! — Ich — bitte Sie! — Wollen Sie? — Als ein — Andenken. — Von mir und — Hubert. —

Wenzel (nimmt mechanisch den Ring, ringt mit Thränen).

Hubert: Hehe! — Komm! —

Ottilie (geht mit ihm die Thür rechts ab).

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.




G.E.STECHER
& Co.
NEW YORK

